



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 21.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman
von

S. Rosenthal-Bonin.

XXII.

Wir müssen uns von der rauhen, nebelbedeckten Nordsee jezt nach den blauen, smaragdglänzenden Fluten der Meeresbucht an der Tajomündung zuwenden, wo wir Klas Holtrup verließen, nachdem er den Nachlaß des verstorbenen Johann Roba bei der Bruderschaft erhoben.

Klas ging in seine Herberge und vertiefte sich in das Durchlesen und die Ordnung der Schriften; sein Gesicht erhellte sich, seine braunen Wangen wurden rot vor Vergnügen, seine blauen, kleinen Augen leuchteten ganz jugendlich; er schnürte das Paket wieder zu, schob es in die ungeheure Tiefe seiner Ueberziehtasche, packte seinen Koffer und trat unten in das halbdunkle Stübchen der Wirtin.

„Mein Geschäft ist fertig, Sennora Rositta,“ sprach er. „Haben Sie einen Eisenbahnfahrtenplan?“

Sennora Rositta schüttelte den Kopf.

„Wissen Sie, wann die Züge nach dem Norden abgehen?“

Sennora Rositta zündete ihre erloschene Cigarette wieder an und schüttelte von neuem das Haupt.

„Was bin ich schuldig?“ erkundigte sich Klas.

Die Portugiesin wies auf einen Holztisch, wo mit Kreide die Zimmernummern aufgeschrieben waren, ohne von dem hohen, gerüstartigen Sessel, auf dem sie in ihrer gewaltigen Körperfülle thronte, sich herab zu beugen.

Klas ging an den Tisch; unter der Nummer elf, welche Stube er bewohnt hatte, fanden sich fünf Kreidestriche.

„Fünf Franken für eine Nacht?“ fragte Klas mit ziemlich energischem Protestton.

Frau Rositta nickte freundlich und rauchte weiter.

„Ah bah! drei sind für die Menagerie, der ich hier die Nacht zum Futter vorgeworfen



Ein Markt bei Murcia (Spanien). Gemälde von J. Ugrajot. (Z. 243.)

worden bin, haufgenug,“ warf der Hamburger Seemann ein und zog seinen Lederbeutel.

Frau Rositta nahm die Cigarette aus dem Mund und gab ihrem Gesicht einen ebenso beleidigten wie abweisenden Ausdruck.

„So, da sind drei Lire, schönes, blankes Geld,“ sprach Klas und warf die Münzen Frau Rositta in den Schoß. „Leben Sie wohl, Madame!“ verabschiedete sich Klas, seinen Koffer auf die Schulter nehmend.

„Die heilige Jungfrau beschütze Sie, Fremder!“ rief Sennora Rositta freundlich, das Geld in ihre Tasche schiebend, zündete ihre Cigarette wieder an und rauchte weiter.

Klas ging zum Bahnhof. In der Freude über den befriedigenden Erfolg bei der Bruderschaft und von dem Wünsche besetzt, so bald wie möglich wieder in Hamburg zu sein, überwand er seinen Widerwillen gegen das Eisenbahnfahren; er hatte Glück, der Schnellzug nach Madrid ging in einer Stunde ab, Klas restaurierte sich und dampfte dann in behaglichster Stimmung dem Norden zu.

Klas reiste, ohne Aufenthalt zu machen. Er hatte das Talent, zu jeder Zeit und so lange er wollte schlafen zu können, und so schlief er sich durch Spanien, durch Frankreich, durch den größten Teil der deutschen Route und machte seine Augen erst für die Dauer auf, als er den heimischen Dialekt reden hörte.

Er kam nur zwölf Stunden später an als Frau Berrugnae, die in Köln auf einen falschen Zug geriet und einen ganzen Tag verlor, und begab sich sofort zu seinem Gönner, dem Staatsprokurator Kiewert.

„Ihr, Klas, schon zurück?“ empfing ihn dieser erstaunt.

„Ja, Herr; mein Geschäft machte sich schnell und zurück fuhr ich mit der Eisenbahn, eine schöne Erfindung, wenn der Mensch Eile hat und als Frachtcello reisen muß. Ich bringe das Schönste mit,“ sagte Klas vergnügt hinzu.

„Das freut mich,“ erwiderte der Prokurator; „übrigens dürfte Ihre Mission einen andern Ausgang nehmen, als Sie vermuten. Doch schießen Sie

les, Klas! Was haben Sie fern vom Süd und mitgebracht?"

Klas schnürte sein Bündel auf. „Zuerst eine Bescheinigung, daß diese Sachen sich im Nachlaß des vor vierzehn Jahren in Lissabon gestorbenen Johann Koda befanden und man sie mir auf Beglaubigung ausgehändigt hat," begann Klas Holtrup.

„So, das ist gut und in der Ordnung," meinte der Procurator. „Ihr seid ein altes, tüchtiges Haus, Klas."

„Bin auch lange genug herumgestoßen worden in der Welt, um zu Verstand zu kommen, Herr Procurator," erwiderte Klas. „Also hier ein Geburtschein für Johann Wallroben, Sohn des Friedrich, dann ein Trauschein Johann Wallrobens mit Fräulein Gustava Verrugnas, Spanierin, geboren in Mexiko," zählte Klas auf, „und ferner eine Beschreibung der Lebensgeschichte, von Johann Wallroben selbst geschrieben, in welcher vorkommt, daß er seinen Namen geändert und aus welchen Gründen; der andere Name steht nicht darunter."

„Wird auch wohl kaum noch nötig sein," ließ jetzt der Procurator verlauten, „durch Handschriftenbeweis ist dies bereits festgestellt."

Der Beamte ging zu einem Fach seines Aktenschrankes, holte ein paar vergilbte Briefe hervor und legte sie zu den Schriften, die Klas mitgebracht.

„An der Berechtigung zur Erbschaft jenes Paul Koda," nahm nun der Staatsprocurator ernst das Wort, „wird wohl bald kein Zweifel mehr sein; aber der Erbe, Klas, ist auf dem Wege zu jenen Gefilden, wo man kein Geld mehr braucht."

„Was!" rief Klas erschreckt emporspringend, „krank?" „Verwundet — meuchlerisch angefallen — schwer am Kopf verletzt, zwei Rippen gebrochen, ein Arm desgleichen," berichtete der Beamte.

„Angefallen! Durch wen?" stieß Klas, mit dem Atem ringend, hervor.

„Nun, durch ein rätselhaftes Subjekt, gebunden zu der Schandthat, wie's scheint, und ein alter Bekannter von uns ist schwer mit Verdacht belastet in Untersuchung," fuhr der Staatsprocurator fort.

„Wer?" leuchtete Klas voll heftiger Bewegung.

„Helmer Wallroben," fügte der Procurator ernst hinzu.

„Der Teilnahme an diesem Schurkenstreich?" rief Klas.

Der Procurator senkte den Kopf zustimmend.

„Das ist nicht wahr, erlogen und erstunken!" fuhr Klas dagegen auf.

„Der Helmer ist ein Weizhals, ein harter, selbststüchtiger Mensch; in seiner Brust wohnt nichts Schönes und Gutes, derart, daß er sich den Tod ausjode, um einem Freund zu helfen; aber ein schlechter Kerl, ein Bösewicht, der heimlich Mörder amwirbt, das ist der Helmer nicht, und nur ein niederträchtiger Schuft kann ihn angeschwärzt haben." So machte Klas seiner Entrüstung Luft.

„Er ist nicht verleumdeter worden," sprach dagegen der Procurator; „es sind zwei gewichtige Thatsachen, die den Verdacht der Urheberschaft dieses Verbrechens ihm zuschieben."

„Ich bin nicht berechtigt, Sie mit der Sache bekannt zu machen, das steht im Ermessen des Staatsanwalts. Wir wünschen selbst alle aus naheliegenden Gründen, daß Helmer Wallroben bald aus der dunklen Geschichte herauskommt. Haben Sie jemals den Namen Cesarini von dem Paul Koda gehört?" erkundigte sich der Procurator.

„Nie!" antwortete Klas.

„Nun, der Koda ist nicht vernehmungsfähig; vielleicht kommt durch ihn etwas Klarheit in die Sache," meinte der Procurator.

Klas verabschiedete sich von seinem Gönner, und so munter und hoffnungsfreudig er das Haus betreten, so gedrückt und ernst verließ er es. Er wandte seine Schritte zum Hause in der Emerentiengasse, zu Pauls Wohnung.

Es war am nächsten Tage, nachdem Frau Verrugnas das Zimmer Pauls bezogen, als Klas Holtrup die Klingel zur Wohnung der Frau Wernike zog und Rosa ihm öffnete.

„Guten Tag, mein lustiges Fräulein!" begrüßte Klas die Tochter der Frau Wernike sehr ernst. „Ach, wir haben Unglück gehabt," setzte Klas traurig, sein graues Haupt schüttelnd, hinzu.

„Ja, Herr, großes," erwiderte Rosa.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" fragte Klas.

„O wohl, ich erinnere mich; Sie sagten, Sie seien ein guter Freund Kobas."

„So ist es," bestätigte Klas. „Ich komme da eben von Lissabon zurück mit den schönsten Papieren für ihn, und er ist fast tot, wie ich erfahren, und jetzt wird ihm all das viele Geld und die Häuser gar nichts mehr nützen," meinte der alte Seemann wehmütig.

„In Lissabon sind Sie gewesen und haben Papiere mitgebracht?" staunte Rosa.

„Ja, ich war acht Tage fort und habe wichtige Dinge aufgefunden, die Paul wohl die Erbschaft sichern werden; aber was nützt's jetzt?"

„Steht in den Papieren irgend etwas von einem gewissen Cesarini?" forschte nun Rosa.

„Nein, liebes Fräulein," gab Klas Auskunft, „über den Namen fragte mich auch der Procurator, der die Papiere hat."

„Dieser Cesarini ist der Uebelthäter, der Paul Koda zum Verunglückten brachte; niemand weiß, warum; es steht fest, daß er Koda gar nicht kannte, als er herkam, und von Herrn Hase habe ich erfahren, daß Helmer Wallroben nur deshalb im Verdacht steht, die Schandthat veranlaßt zu

haben, weil im Nachlaß dieses Schurken ein Zettel sich vorfand mit Helmers Adresse und er in die Wohnung Wallrobens abends schleichen gesehen worden ist. Dazu kommt nun noch die Gegnerschaft Wallrobens gegen Paul in dem Erbstreit, und das Unglück war fertig." So schloß Rosa mit tiefer Trauer in ihren sonst so lustigen Augen ihre Mitteilung. „Sie wissen also auch nicht, in welchen Beziehungen dieser Cesarini zu Paul stehen konnte?" forschte sie von neuem.

„Ich habe diesen Namen heut zum erstenmal gehört," erwiderte Klas, „aber seien Sie ruhig, Fräuleinchen, daran ist Helmer so wenig schuldig als ich, und die Wahrheit kommt an's Licht, sie ist wie die Sonne, die durchbricht durch die dicksten Nebel."

„Aber wann, wann, wann, Herr —?" fiel darauf ganz verzweifelt Rosa ein, „wie lange mag das dauern? Und jede Stunde, jede Minute ist für den Ruf dieses Mannes von Wichtigkeit. Der Verdacht muß schnell fallen, sonst ist es um die ganze Existenz eines angesehenen Mannes geschehen."

Klas Holtrup sah mit seinen klugen Menschenkenntnisaugen das erregte und verzweifelte Mädchen an. „Hm, hm!" machte er. „Das ist Herzenskummer, gewaltiger," sagte er. „Na, ich bin dem Helmer nicht grün, aber so viel in meinen Kräften steht, will ich ihm helfen, denn er leidet jetzt unschuldig. Cesarini hieß der Schuft?" erkundigte sich Klas Holtrup.

„Ja, er soll ein Spanier oder so etwas sein," antwortete Rosa.

„Und wo ist das Subjekt?" erkundigte sich Klas.

„Tot — in der Morgue. Heut ist er noch zum Rekonoszieren ausgestellt, morgen soll er begraben werden," gab Rosa zurück.

„Und der Paul ist nicht zu sehen?"

„Nein, morgen vielleicht," meinte der Arzt; er ist im Stadtfrankenhaus."

„So werde ich mir einmal den Schuft ansehen, ich habe in meinem Leben mancherlei Menschen zu Gesicht bekommen, — von China bis nach Archangel — es wäre ja möglich, daß ich ihn kennen möchte."

„Thun Sie das, Herr!" ermunterte Rosa eifrig.

„Holtrup ist mein Name, Klas Holtrup," ließ der Seemann einfließen.

„Vielleicht haben Sie den Menschen irgend einmal gesehen, Herr Holtrup," setzte Rosa hinzu. „Kennen Sie vielleicht eine Frau Verrugnas?" fragte darauf Rosa.

„Wie?" stieß Klas hervor und sprang von dem Stuhle auf.

„Eine Spanierin — Verrugnas," wiederholte Rosa.

„Was?" rief Klas, „ob ich die kenne? Was wissen Sie von ihr, Fräulein?" äußerte er erregt.

„Sie ist hier," sprach Rosa.

„Eine Frau von etwa vierzig Jahren jetzt, klein, schwächlich, schwarze Augen, gerade Nase, kleine Locken an der Schläfe?" fragte Klas hastig weiter.

„Das Alter könnte stimmen, klein, ja, aber schwächlich nicht, eher dick," gab Rosa zurück.

„Wo ist sie?" schrie Klas beinahe.

„Hier bei uns, gestern Nachmittag angekommen."

„Eine Frau Gustava Verrugnas?" erkundigte Klas sich fast ungläubig nochmals.

„Ja, so heißt sie."

„Das ist Pauls Mutter!" rief Klas aus. „Die führt der Himmel her, nun wird kein Glied in der Kette fehlen. Kann ich sie sehen?" fragte der Seemann.

„Ich will sie fragen," sagte Rosa und verließ das Zimmer.

Nach wenigen Minuten trat Frau Verrugnas mit ihr ein.

Klas erhob sich, schaute einige Sekunden die Spanierin an, fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, blickte ihr wieder aufmerksam ins Antlitz, dann ging er auf die Frau zu, die erschreckt zurückwich.

„Sennora Wallroben, kennen Sie mich noch?" nahm Klas jetzt in spanischer Sprache das Wort. „Es sind freilich vierundzwanzig Jahre her."

Die Spanierin lauschte bei diesen Tönen; sie schien in ihrer Erinnerung zu suchen.

„In der Sankt Hedwigskirche," sagte da Klas.

„O, da wurden wir getraut. Ja, ja, jetzt dämmert es in mir auf!" äußerte sie lebhaft. „Sie waren ein Freund meines Mannes, der seit Jahren schon gestorben, wie ich jetzt erfahren."

„Das war ich, Frau Wallroben, ein treuer Freund Ihres unglücklichen Mannes, wie ich ein Freund Ihres unglücklichen Sohnes geworden." Und nun erzählte Klas, wie er Paul aus dem Wasser gefischt und daß er nach Lissabon gegangen, um ihm das Erbe zu verschaffen.

Bei dem Worte Erbe wurde die Spanierin erbfaß, ihre Augen starrten unheimlich. „Ein Erbe, ein Erbe, sagen Sie!" kam noch über ihre Lippen.

„Ja," erwiderte Klas, „von sehr viel Geld. Er ist ja in allen Zeitungen der Welt ausgeschrieen worden. Haben Sie davon nichts erfahren?"

Die Spanierin schüttelte wie entsetzt das Haupt. —

„Nichts!" stöhnte sie, dann schlug sie die Hände einen Moment vor das Gesicht, wankte so sehr, daß sie sich setzen mußte, und ihr Atem ging keuchend. Klas Holtrup sowohl wie Rosa sahen mit Erstaunen, welche seltsame Wirkung diese eigentlich ja freudige Mitteilung auf die Witwe Johann Wallrobens ausübte. Das Benehmen der Frau dünkte ihm rätselhaft; Rosa jedoch sah sie mit großen, sonderbar sich erweiternden Augen an.

„Ich bin so angegriffen," ergriff darauf die Spanierin, welche sich von Klas und Rosa erstaunt beobachtet sah, gewaltsam sich fassend, das Wort. „Es kam zu viel plötzlich über mich des Glends und des Lichts. Geld, ein großes Vermögen ist ja ein Glück," setzte sie fast mechanisch hinzu; „wenn nur der Paul es erlebt, wenn er nur bald gesundet und ihm kein Schaden bleibt," schloß sie angstvoll, traurig.

„Der Arzt gibt ja Hoffnung," tröstete Rosa immer weiter, prüfenden Blickes die Witwe Johann Wallrobens betrachtend, „morgen können Sie ihn vielleicht sehen und sprechen."

„O, wäre es morgen!" seufzte die Spanierin. „Ein Tag fast, eine ganze Nacht. Sagen Sie mir," wandte sie sich plötzlich an Klas, „haben Sie den Cesarini gekannt?" Die Augen der Fragenden bekamen hiebei wieder jenen Ausdruck von Geisterhaftigkeit und starrer Leere, der Rosa schon mehrmals bei Erwähnung dieses Mannes auffiel.

„Nein, Madame," erwiderte Klas. „Ich will gerade in die Morgue und ihn ansehen."

„Man hat eine Photographie von der Leiche genommen, wie mir eben einfällt," ließ Rosa jetzt einfließen.

„Ach, Herr, verschaffen Sie mir eine solche!" bat die Spanierin; „ich glaube, ich habe den Mann gekannt," fügte sie hinzu.

„Das werde ich sicher thun," erklärte Klas bereitwillig.

„Ich bringe sie heute noch, wenn ich sie auftreibe, und gehe auch nach dem Krankenhause, um nachzufragen, wie es mit unserem armen jungen Manne steht — und will hoffen, daß ich Ihnen gute Berichte melden kann," gab Klas kund. Er verabschiedete sich von Rosa mit einem Händedruck, von Frau Verrugnas mit einer seiner schönsten Verbeugungen und verließ die beiden Damen.

Noch spät abends sprach Klas in dem Hause in der Emerentiengasse noch einmal vor; er hatte den Todten gesehen, kannte ihn aber nicht; er war im Krankenhause gewesen und der Arzt hatte sich sehr zufrieden gezeigt und die Möglichkeit für den Kranken, morgen einige Besuche empfangen zu können, zugegeben; auch eine Photographie des Cesarini hatte Klas Holtrup aufgetrieben und überreichte sie der Witwe Johann Wallrobens.

Diese dankte Klas und ging in ihr Zimmer zurück. Dort warf sie nur einen Blick auf die Photographie und rang dann die Hände, fiel auf die Kniee und weinte lautlos. Dann betete sie leise, inbrünstig, nahm das Bildchen und barg es in ihrem Koffer. (Fortsetzung folgt)

Das Wetter in der Weltgeschichte.

Eine kriegsgeschichtliche Skizze

von

E. Kallse.

(Nachdruck verboten.)

„Zumeist im Kriege herrscht das Glück!" Dies Diktum hat uns Tacitus besonders nachdrücklich überliefert, aber keine Wahrheit ist ebenso gewiß schon vor ihm erkannt gewesen, als sie nach ihm niemals bestritten worden ist. Am meisten sind die Lenker der Schlachten selbst davon überzeugt. „Hat er Glück?" pflegte der erste Napoleon zu fragen, wenn es sich um die Wahl eines Generals für einen wichtigen Posten oder Auftrag handelte. Freilich spielt das Glück nicht bloß im Krieg seine Rolle, sondern in allen menschlichen Verhältnissen und Unternehmungen, daher das italienische Sprichwort: „Es ist besser, ein Quentchen Glück mit auf die Welt zu bringen, als einen Zentner Verstand." Wahlverwandelt mit dem Glück ist der Zufall, ein Faktor, der sich geltend macht im Leben des einzelnen und der Familie wie im Gang großer Ereignisse. Während das Glück stets ein heiteres Gesicht bietet, zeigt sich der Zufall proteusartig: er kann neckisch, launisch, ergötlich, glückbringend wirken, aber auch düster, traurig, verhängnisvoll, vernichtend.

Das Wetter folgt allerdings unabänderlichen Naturgesetzen, die wir zum Teil auch kennen, aber in seiner Kollision mit der menschlichen Thun und Treiben wirkt es meist als unberechenbarer Zufall. Es ist nicht ohne Interesse, den Wirkungen des Wetters in jenen Ereignissen nachzugehen, durch welche die Geschichte der Völker gelenkt und oft auf lange entschieden werden, wir meinen die Schlachten und Treffen, überhaupt Kriegsunternehmungen aller Art, und wir werden an der Hand der Kriegsgeschichte finden, in welcher Weise durch extreme oder plötzliche Witterungserscheinungen, wie sengende Hitze oder ungewöhnliche Kälte, durch schnell eintretendes Tauwetter, dichten Nebel oder undurchdringliches Schneegestöber, wie durch heftige Regengüsse und damit zusammenhängende Ueberflutungen, durch Gewitter und orkanartige Stürme das Geschick der Schlachten oder großer Unternehmungen beeinflusst oder entschieden worden ist. Der Raum dieser Blätter gestattet freilich nur flüchtige Andeutungen.

Wie ungewohnte Hitze die Heere bezimern kann, davon liefern die Kreuzzüge die schlagendsten Beweise. Von 400,000 Bewaffneten, worunter 100,000 Reittiere, über welche Gottfried v. Bouillon in der Ebene vor Nicia Musterung gehalten, langten nur noch 20,000 müdige Fußgänger und 1500 Reiter vor Jerusalem an. Viele waren freilich in Schlachten und Belagerungen ungelommen, aber weitaus die größere Zahl hatte beim Marsche durch die von den Seldschuken und Sarazenen verwüsteten Landstriche Syriens und Palästinas die verzehrende Glut der Sonne dahingerafft.

Wie große Kälte Armeen zu Grunde richtet, zeigt für alle Zeiten Napoleons russischer Feldzug. Rechnet man die Verluste auf beiden Seiten, so mag die Zahl von einer Million Menschen, welche binnen weniger Wochen dem ungewöhnlich früh und streng eintretenden Winter mit seinen Schneefällen zum Opfer fielen, niedrig gegriffen sein. Plötzlich eingetretenes Tauwetter, auf welches übrigens alsbald wieder grimme Kälte folgte, brachte beim Uebergang über den Dnjepr das noch formirte Corps des tapfern

Marshall Ney zur Auflösung und führte die schreckliche Katastrophe an der Berefina herbei.

Die Sonne gerade im Gesichte muß jedem einzelnen Manne während des Kampfes hinderlich sein, also auch einem ganzen Heere zum Nachtheile gereichen. Das wußte sich Hannibal, der schlaueste aller Heerführer, zu nutze zu machen, indem er im Beginn der Schlacht von Cannä eine Frontveränderung vornahm, so daß die Römer die Sonne und den Wind, der ihnen den Staub entgegen jagte, im Gesichte hatten, ein Umstand, der viel zur Verheerung jener Niederlage beigetragen haben mag, in deren Folge 45,000 römische Bürger die Wahlstatt deckten (216 v. Chr.).

Die Römer haben viel von Hannibal gelernt und Marius ahmte ihn wohl nur nach, als er in der Vernichtungsschlacht in der raubischen Ebene bei Verceilä Rom vom „cimbrischen Schrecken“ befreite. Die Cimbern hatten ihm die Wahl des Schlachtfeldes überlassen und er erfaß den Vorteil, seine Schlachtdränge so zu wählen, daß die Feinde die heiße Julionne im Gesichte hatten, welche sie blendete und im Verein mit dem aufgewirbelten Staube ihre Kampfsähigkeit bedeutend beeinträchtigte (101 v. Chr.).

Nicht zu übersehen bleibt, daß diese Dinge in den Schlachten des Altertums, in welchen die Entscheidung durch den Kampf Mann gegen Mann herbeigeführt werden mußte, einen weit größeren Einfluß ausübten, als in den Schlachten der Neuzeit, in welchen das Handgemeinwerden zu den Ausnahmen gehört.

Eigentümlich in seinen Wirkungen tritt der Nebel auf in gar vielen Schlachten und Gefechten, und da er von Anbeginn der Welt existiert, auch zu allen Zeiten. In unseren Tagen oder vielmehr seit dem Gebrauch der Feuerwaffen muß er freilich schon gehörig did sein, wenn er etwas bedeuten soll, denn einen leichten Nebel zerstreut alsbald die durch die Entladung des groben Geschüßes erzeugte Lufterschütterung. Der Nebel ist häufig ein Verhörer der Entscheidung. Die Schlacht, auf Tagesanbruch geplant, kann nicht beginnen, weil die Truppen nicht rechtzeitig auf den Sammelplätzen eintreffen vermögen. Dem, der der Gegend kundig ist, kann der Nebel nützlich werden, der andere, fremd auf dem Terrain, gerät auf Abwege; Raketen Signale, welche zur Orientierung dienen sollen, werden nicht gesehen; es entsteht Konfusion. Eine besondere Eigenschaft wohnt ihm aber dadurch bei, daß er als Deckmantel dient. Nicht allein, um unter seinem Schutze eine ungeschickte gewählte Stellung oder einen verlorenen Posten zu räumen, sondern auch, um einem verlorenen Gefecht zur Entschuldigung zu dienen. Der Nebel ist eine Art von Kobold im Kriege.

Eine der berühmtesten Rebellenschlachten ist die am Trasimenische, in welcher Hannibal die römischen Legionen unter Flaminius aufrieb. Dichter Nebel lag auf dem See und der schmalen Niederung zwischen dem Ufer und den anstehenden Höhen, auf welcher sich die Römer in langer Markskolonnen vorwärts bewegten. Die Höhen aber, auf welchen Hannibal entgegen marschierte, waren, wie dies bekanntlich häufig vorkommt, frei von Nebel. So konnten sich die Karthager ungehindert nähern und besanden sich plötzlich zwischen den römischen Kolonnen. Die Römer kämpften den Kampf der Verzweiflung, aber sie erlagen samt ihrem tapfern Konul den punischen Schwertern oder ertranken im See, in welchen sie sich Rettung suchend, stürzten. So groß war die Wut des Kampfes, erzählt uns Livius hierbei, daß die Streitenden von dem heftigen Erdbeben nichts wahrnahmen, das in denselben Stunden halb Italien erschütterte (217 v. Chr.).

Dichter Nebel deckte die Ebene von Lützen und trug die Schuld, daß Gustav Adolf an dem für ihn verhängnisvollen Tage (6. November 1632) die Schlacht nicht, wie er gewollt, mit Tagesanbruch, sondern erst zwei Stunden später eröffnen konnte. Früher zur Entscheidung gebracht, hätte Pappenheim nicht mehr in den Gang der Schlacht eingzugreifen vermocht. Daß aber Gustav Adolf im Nebel zu nahe an den Feind geritten und so den Tod gefunden habe, ist unrichtig, sein kurzes Gesicht trug hieran die Schuld.

Friedrich der Große wußte genau, in welcher gefährlicher Situation er sich bei Hofsirch befand, aber er traute dem bedächtigen Daun den Entschluß des Angriffs nicht zu. Gemütsruhig unterhielt er sich mit Blütenblafen, als der besorgte Ziethen bei ihm ins Zelt trat, um ihm Meldung über die bedeutlichen Bewegungen der Oesterreicher zu erstatten, welche seine Husaren ausgetandtschaftet hatten. „Kann Er Blütenblafen, Ziethen?“ fragte ihn der König. — „Nein, wie Eure Majestät wihnen,“ antwortete Ziethen. — „Kann Er aus seiner Haut fahren?“ — „Nein, Eure Majestät.“ — „Also kann mich der Daun auch nicht angreifen.“ Und damit entließ er den ebenso umsichtigen als tapfern Husarengeneral nach der fürchterlichen Nacht, welche diesem Abende folgte, deckte ein dichter Herbstnebel (15. Oktober 1758) das Schlachtfeld. Er war dem König nützlich, weil eine Pause eintrat, aber er schadete auch wieder, weil er es schwierig machte, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um zu retten, was noch zu retten war.

Am Morgen des 2. Dezember 1805 lagerte ein dichter Nebel über den Gefilden, bis die „Sonne von Austerlitz“ durchbrach. Bei Jena (13./14. Oktober 1806) begünstigte der Nebel jene Bewegung, durch welche Marshall Lannes, Jena umgehend, in den Besitz der für den Gewinn der Schlacht wichtigen Stellung am Landgrafenberg gelangte. Freilich, für die Entscheidung der Schlacht hatte die Sache nicht eben große Bedeutung, denn die Schlacht von Jena gehört zu jenen Schlachten, von denen man zu sagen pflegt: sie war schon vor der Schlacht gewonnen.

In der Schlacht bei Eylau (8. Februar 1807) verlor der Marshall Kutereau im dichten Schneegestöber die ihm anbefohlene Direktion gegen des Feindes Mitte, stieß auf dessen rechten Flügel; sein Angriff scheiterte gänzlich, sein Corps wurde zertrümmert. In der darauf folgenden Nacht eingetretene Tauwetter und nebenbei die Erschöpfung der französischen Armee hinderten Napoleon an der Verfolgung des Feindes.

Der historische Nebel von Chlum in der Schlacht von Sadoma hat nicht die Bedeutung, welche ihm da und dort beigelegt wird, aber er hätte können der preussischen Armee sehr verderblich werden, wenn — Hannibal die Oesterreicher kommandiert hätte.

Sturm und Unwetter, besonders anhaltender, frömender Regen, welcher binnen wenigen Stunden den festen Boden in Schlamm verwandelt, trockene Gräben plötzlich mit Wasser füllt, die gebahnten Wege unbrauchbar macht, die Gewässer staut und über die Ufer treibt — das sind Dinge, welche einer Schlacht eine ungeahnte Wendung geben können.

Eines der prägnantesten Beispiele liefert die Schlacht an der Ragbach (26. August 1813), die man sllgalt eine Regenschlacht nennen könnte. Unfern des Dorfes Wahlstadt, so genannt von der Mongolenschlacht (1241), brachte Blücher den Franzosen unter

Marshall Macdonald jene entscheidene Niederlage bei, welche ihm von seiten seines Königs den Titel eines Fürsten von Wahlstadt, den des Marshall Vorwärts aber von den Russen eintrug, welche dieses Wort stets von ihm zu hören belamen. Der Regen goß in Strömen, die Gewehre gingen nicht mehr los, die Infanterie konnte nur noch mit dem Bajonett und Kolben agieren, die Geschütze waren nur mit der größten Mühe fortzubringen, und als Macdonald sich zum Rückzug genötigt sah, fand er die Brücken über die Ragbach, die wütende Reiffe und den Bober, welche seine zerprengten Truppen zu passieren hatten, fast überall weggeriffen. 30,000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen hatten die Franzosen verloren, 105 Kanonen und 300 Munitionswagen fielen dem Sieger in die Hände. Aber noch viel höher als diese materielle Schädigung des Feindes war der moralische Eindrud anzuschlagen, welchen der Sieg hervorbrachte. Er stellte den Gewinn der Schlacht von Dresden (27. August), jenen letzten Schimmer von Napoleons Glück auf deutschem Boden, völlig in Schatten.

Auch zur Schlacht von Waterloo hatte Blüchers Armee in strömendem Regen und völlig durchweichtem Boden zu marschieren, so daß die erschöpften Mannschaften riefen: „Es geht nicht weiter!“ — „Es muß gehen,“ replizierte Blücher, „das sind ja unsere Allirten von der Ragbach, da sparen wir dem König wieder viel Pulver!“ Und es ging.

Wie der See Sturm menschliches Wollen durchkreuzt und darniederwirft, das zeigt in großem Maßstab das Schicksal jener spanischen Armada, der größten Flotte, welche bis dahin die Welt gesehen und bewundert hatte. Mit 160 Kriegsschiffen und 2030 Kanonen lief der Herzog von Medina-Sidonia im Mai 1588 von Lissabon aus mit keinem geringeren Auftrage, als England zu erobern, das Papst Sixtus V. dem Könige Philipp II. zum Geschenk machen zu können geglaubt hatte. Nur 76 meist kleine Kriegsschiffe hatte England dagegen in See zu schicken. Von Anfang an hatte die Armada mit Sturm zu kämpfen und gelangte erst im August durch den Kanal nach Linnirgen, um von da aus, mit der Transportflotte des Herzogs von Parma vereinigt, in die Themie zu segeln. Aber von Admiral Howard angegriffen, sah sie sich genötigt, um die britischen Inseln nördlich herum zu segeln. Auf diesem Wege wurde sie durch einen heftigen Sturm in der Art zerstreut, daß die Schiffe teils an die norwegische, teils an die irische Küste geworfen wurden und an den Klippen scheiterten und zerhellen. Weit über die Hälfte der Schiffe ging zu Grund und Spaniens Weltmacht war mit dem Verluste dieser Flotte gebrochen.

Viele Beispiele mögen genügen, um den Satz zu rechtfertigen: Das Wetter waltet in der Weltgeschichte.

Nicht zwar in das Kapitel vom Wetter gehödig, aber einen ähnlichen Einfluß auf kriegerische Vorgänge übens, möge der Sonnen- und Mondfinsternisse gedacht werden, welche im Altertum in ganz anderer Weise als bedeutungsvolle Ereignisse betrachtet wurden, als dies heutzutage geschieht. Ein paar Beispiele mögen zum Schluß hier Platz finden.

Zwischen den Lydiern und Mediern dauerte ein erbitterter Krieg bereits ins sechste Jahr und kein Friede wollte sich erzielen lassen. Wieder kam es 585 v. Chr. zu einer Schlacht, bei deren Beginn eine Sonnenfinsternis eintrat. Die Lydier sowohl als die Medier wurden von dem Ereignis so betroffen, daß sie im Kampfe innehielten und sich berieten, was dies Zeichen des Himmels zu bedeuten habe. Sie kamen überein, daß die Götter den Kampf nicht wollten, und Abgesandte beider Teile traten zusammen, um über den Frieden zu unterhandeln, der auch zu stande kam und durch ein Ehebandnis zwischen Astyages, dem Sohne des Chazares, und Arpenis, der Tochter des Alyattes, bekräftigt und besiegelt wurde. Die Sonnenfinsternis trat also hier als Friedensstifterin auf. So erzählt uns Herodot, der Vater der Geschichtschreibung.

Ein Beispiel von der Wirkung einer Mondfinsternis liefert uns Tacitus in den „Annalen“.

Nach dem Tode des Augustus meuterten drei Legionen, welche im Sommerlager bei Rauportus (Raibach) standen. Sie verlangten höhere Löhnung und kürzere Dienstzeit und der Aufruhr nahm einen so gefährlichen Charakter an, daß Tiberius seinen Sohn Drusus unter Bedeckung äußerlicher Mannschaft ins Lager abordnete, um den Aufruhr zu bemeistern. Aber die Soldaten hörten nicht auf ihn, weil er ihre Forderungen nicht ohne weiteres erfüllte, schlossen die Thore und setzten Drusus, eine äußerst drohende Haltung annehmend, samt seiner Begleitung gleichsam gefangen. Auf die nächste Nacht waren Gewaltthaten geplant; da sah man die Mondscheibe sich verkleinern. Die Soldaten betrachteten dies als ein ihnen geltendes Zeichen und suchten zunächst durch einen Höllenlärm mit klingendem Metall und Blasen aus Trompeten und Hörnern dem zürnenden Mond zu imponieren, allein da dies nicht gelang, der Mond sich mehr und mehr verfinsterte und zuletzt unter dichtem Gewölk ganz verschwand, so sangen sie an zu wehklagen: das verläudige ihnen Elend ohne Ende; die Götter wendeten das Angesicht weg von ihren Untthaten. Diese Umstimmung wurde von Drusus jogleich benützt, er wurde des Aufruhrs Herr; eigentlich aber hatte die Mondfinsternis ihn niedergeschlagen.

Ein Markt bei Murcia.

(Bild S. 241.)

Kohl, an der Luft gedörrtes Fleisch, Feigen, getrocknete und auf Schnüre gezogene Äpfel, Rosinen, Käse und Wein in seltsamen Gefäßen, Strohbindel und Weidenruten in gewaltiger Menge, dies alles auf den Boden gebreitet und dazwischen ein Gewimmel von Mauleseln, Karren, kleinen Planwagen und seltsamen Bauerngestalten, so Mann wie Weib; darüber ein leuchtend blauer Himmel mit heißer Sonne und die Luft erfüllt von dem Schreien und Pfeifen der Verkäufer, und Gesang und Guitarrenklang aus den Nachbuden, welche den Hintergrund dieses Getümmels bilden — das ist der Herbstmarkt zu Murcia, in einer der fruchtbarsten Provinzen in Spanien, welchen unsere Illustration hier nach dem charakteristischen Bilde des spanischen Malers Agrafo schonen läßt. Das Gemälde macht nicht nur im Heimatlande des Malers Kuffchen. Es wurde überall, wo man es aufstellte, bewundert, seiner Originalität und des spezifisch lokalen Duftes und Tones wegen, der aus dem so naturwahren Kunstwerk dem Beschauer entgegenweht. Das werden unsere Leser auch aus dem Holzschnitte wahrnehmen, der uns ein Stück echt national spanischen Provinzlebens vor Augen führt.

Schwabenkreiche.

Kulturbild aus Ungarn

von

J. Schifkorn.

(Nachdruck verboten.)

Nemet Gyuri, der Feldhüter des Grafen Dobrans, hatte eben die kurze Pfeife mit Hilfe von Stahl und Feuerstein entzündet und blickte behaglich schmauchend in die Welt hinaus, von welcher ein gutes, wenn auch nicht allzu schönes Stück vor ihm lag. Es war ein Teil jener Theißniederung, welche mit ihren gelben Sandhügeln einer Wüste gleicht, während in deren Boden die edelsten Früchte gedeihen. Verschönert wird die Gegend allerdings durch das spärliche Laub der Weinberge oder Melonenselder so wenig als durch den magern Grasdachs, der, kaum sichtbar, eben nur für genügsame Schafe bestimmt scheint, oder durch die Brunnenstangen, welche den landesüblichen Ertrag der Bäume bilden; dennoch hat auch dieses Stück Erde einen Reiz, welcher tatsächlich für alle Mängel schadlos hält: das bald tiefgrüne, bald silberhell erglänzende Band der Theiß, deren Gewässer im Laufe der Jahrtausende die wunderbarsten Schlangenumwindungen in den Sand gegraben; zumal wenn wie heute die feuchten Dunstwellen darüber unter der Glut der Sonnenstrahlen wogen und glitzern und die Stille des weiten Raumes durch keinen andern Laut als den leisen Pfeifflug des Reihers oder den heiseren Schrei des Habichts unterbrochen wird, dann offenbart sich dem Beschauer jene eigenartige Poesie, wie sie uns aus Lenaus Liedern so ergreifend entgegen weht.

Auch die Seele des gemeinen Mannes empfindet diese Poesie, obgleich sich derselbe dessen nicht so klar bewußt wird, wie dies der sonnenverklärte Ausdruck in den gutmütigen Zügen Gyuris genugsam bekundete.

Der Mann, welcher in Hemd und Gattien unter dem Schutze einer Wiesenmatte so königlich vergnügt in die Welt blickte, galt sowohl bei den Dorfbewohnern von Dobrafalva wie bei seinen Kameraden für eine Art Sonderling, für einen Querkopf, der lächelte, wo andere fluchten, und der selbst dem bösesten Dinge noch eine gute Seite abzugewinnen wußte. Dies, wie der Umstand, daß Gyuri ein Fremder, das heißt ein Deutscher mit magyarischem Namen war, von dem niemand recht zu sagen wußte, wo er eigentlich zu Hause und woher er gekommen, gab Anlaß, daß die Leute von Dobrafalva nicht nur manchen schlechten Wis über den „narrischen Schwaben“ rissen, sondern demselben auch geflissentlich aus dem Wege gingen, was freilich nicht schwierig war, da der Feldhüter die Gesellschaft der Männer nicht aufsuchte, jene der Weiber aber mit solcher Aengstlichkeit floh, als wäre deren Hauch tödliches Gift.

Wie aber jede Regel ihre Ausnahme hat, so befand sich auch unter den Bewohnern von Dobrafalva ein Mann, welcher unbekümmert um das Geschwätz der Leute, oft und gerne mit dem verfeimten Sonderling verkehrte und auch an diesem Tage seinen scharfen Ritt auf der breiten Landstraße unterbrach, um den schlechten Feldweg einzuschlagen, der zu dem erhöhten Lagerplatze des Feldhüters führte.

Dieser, in Gedanken verfunken, wurde erst durch den Hufschlag des Pferdes auf den nahenden Reiter aufmerksam, bei dessen Anblick jedoch eine düstere Falte seine offene Stirne kreuzte, während er halbblau vor sich himmurmelte: „O, o, da kommt Jnre schon wieder auf seiner gelben Stute, er weiß also nichts von dem, was drüben geschieht — freilich, wie sollte er auch — hm, gut, daß er zu spät kommt, Balog Jnre ist nicht der Mann, der losläßt, wenn er im Rechte ist.“

Balog Jnre, der wohlhabendste Bauer von Dobrafalva, war, wie der arme Feldhüter, nur mit Hemd, Gattien, bespornten Stiefeln, blauer Tuchweste und schwarzem Rundhute bekleidet, doch sah der etwa sechsundzwanzigjährige, kräftige Mann mit den tief gebräunten Zügen, aus welchen ein paar kluge helle Augen blitzten, wie mit den tadellos weißen Zähnen unter dem langen schwarzen Schnurrbart stattdlich genug aus, um ein Mädchenherz höher pochen zu machen.

„Wie geht es im Herrendienste, Gyuri?“ fragte der Reiter, sein Pferd vor dem Feldhüter anhaltend.

„Danke der Frage,“ meinte dieser, „habe noch Tabak imbeutel und Speck in der Tasche.“

„Gut, wenn es an einem von beiden fehlt, so weißt Du, wo frischer Vorrat zu finden ist, Gyuri.“

„Ich weiß, ich weiß, Jnre, und zum Dank will ich Dir einen guten Rat geben; Du bist doch auf dem Wege zur Tanya? Nun gut, wende den Kopf Deines Halben heimwärts und schlage Dir Jlena aus dem Sinne. Die Weiber sind unser Unglück, Jnre, und jeder Mann thäte besser, seinen Hals an den nächsten Galgen, als sein Herz an ein Frauenzimmer zu hängen.“

Der Reiter drehte lachend an seinem Schnurrbart.

„Ei nun, Gyuri, gebrannte Kinder fürchten das Feuer, was aber Deinen Rat betrifft, so könntest Du ebenso gut dem Ribiz dort befehlen, nicht mehr ins Nest zu fliegen, er kann nicht anders, Gyuri, wenn er es auch wollte.“

Gyuri senkte sinnend den kurz geschorenen Scheitel. „Ja, ja, das ist's,“ murmelte er, „es liegt im Menschen wie das Fieber, welches kommt und geht, ohne daß man weiß, woher, wohin. Wohl, Jnre,“ sagte er dann laut,

„So reite erst morgen oder noch besser übermorgen hinüber; sieh, mir träumte diese Nacht, ein Geier sei in Deinen Taubenschlag eingefallen, es war aber nur eine darin, und so nahm er diese — das ist ein schlimmer Traum.“

Der Reiter lachte nicht mehr. „Allerdings ein schlimmer Traum, Gyuri,“ wiederholte er, den Feldbütel scharf ins Auge fassend, „aber ich fürchte die Geier nicht, so lange ich Pulver und Blei für sie in der Büchse habe.“

„Der Edelfalke fliegt hoch, Imre.“

„Der Edelfalke?“ In des Reiters Auge blühte es bedrohlich auf, seine Sporen berührten die Weichen des Pferdes.

„Warte doch, Imre, sage mir, wie steht Du mit dem Grafen? Waret ja gute Freunde, wie ich hörte.“

„Ja, das war vor sieben Jahren, als wir beide Jungens waren, jetzt — nun, er hat wohl anderes zu thun, als mit Balog Imre zu plaudern.“

„Ja, Imre, er hat anderes zu thun; doch was ich sagen wollte — ja, siehst Du, ich hatte einst einen jungen Wolf gefangen, der den lieben Tag lang mit dem Hofsund spielte in bester Kameradschaft. Eines Tages aber, als es sich um ein schönes Stück Fleisch handelte, biß der Wolf den Hund zu Tode und lief in den Wald — wende den Kopf Deines Falben heimwärts, Imre, es ist besser, glaube mir.“

„Schön, Gyuri, auch gut gemeint, nur bin ich kein Hofsund und fürchte Wölfe so wenig wie Geier.“

Der Reiter sprengte davon, Gyuri aber brummte: „Ein Narr, der seinem Mitmenschen guten Rat erteilt! Man kann zehn gegen eins wetten, daß dieser das Gegenteil von dem thut, was ihm geraten wurde.“

Die gelbe Stute lief gut, doch dunkelte es schon, als Imre die Tanya erreichte. Es war ein verfallenes Haus, eine Art Ruine, in welcher die Witwe des verstorbenen Forstwarts mit ihrer Stieftochter Ilona das Gnadenbrot des Grafen Dobranz aß.

Das Mädchen hatte übrigens schon bessere Tage ge-



König Alfons XII. von Spanien. (S. 247.)

sehen, als es jetzt bei der Witwe Katilin erlebte. Der Vater hatte es als zehnjähriges Kind zu einer Schwester in die Stadt gegeben, wo es die Schule besuchte, und wo sein

angeborenes feineres Wesen sich um so glücklicher entwickelte, als die Tante das herzige Bruderskind mit aller Zärtlichkeit hegte und pflegte. Des Vaters Tod führte das sechzehnjährige Mädchen wieder in die Heimat, wo es von der Stiefmutter aufgenommen und eben nicht allzu zart behandelt wurde. Zu stolz, um zu klagen, arbeitete das junge Mädchen Tag und Nacht für die alte, leidende Frau und weinte sein Leid in die verschwiegenen Kissen, bis Imre sich näherte, das jungfräuliche Herz mit Hoffnungen und Empfindungen erfüllend, vor welchen aller Harm verstummte.

Als der letztere das Mädchen, das ihn sonst stets in dem kleinen, sich um das Haus herumziehenden Gärtchen empfangen, vergeblich gesucht, schritt er über die Schwelle der offenen Thür in die Küche, den einzigen noch bewohnbaren Raum, und sah die alte Katilin, wie sie, im Abzählen eines Häufchens von Goldmünzen begriffen, den Schatz bei seinem Eintritte rasch mit der Schürze bedeckte.

„Wo ist Ilona, Frau Katilin?“ fragte er scheinbar ruhig, doch mit vor Aufregung heiserer Stimme.

„Ilona?“ wiederholte die Gefragte verwundert, „Ihr habt sie nicht gesehen? Ei, geht doch, dann weiß ich's wahrhaftig nicht.“

„Ihr wißt nicht, wo Ilona ist, Frau Katilin, Ihr, die das arme Kind sonst keine Minute aus den Augen ließt, damit die müden Hände nicht einmal ausruhen vom Schaffen — Ihr wißt es wahrhaftig nicht?“

Die Stimme des Fragenden war mit jedem Wort rauher geworden, und als die Alte dennoch beharrlich schwieg, brach dessen Zorn ohne Rückhalt los. „Wohl, Frau Katilin, da Ihr es nicht wißt, so will ich es Euch sagen,“ rief er; „sie ist auf dem Schlosse, wohin Ihr sie als Rabenmutter verkauft habt um das schändliche Geld in Euren unsauberen Händen — verkauft und mit Gewalt dem Buben überliefert, mit Gewalt, sage ich, denn freiwillig ging Ilona nicht, wußte sie doch, daß —“

Hätte nicht Zorn und Schmerz des Redners Stimme erstickt, er wäre vor dem tödtlichen Gelächter verstummt, in das Frau Katilin bei den letzten Worten ausbrach.



Aussicht vom Parlamentsplatz in Ottawa (Kanada). (S. 247.)



Chilenische Schönheiten. Nach photographischen Aufnahmen von Diaz y Spender in Valparaiso. (S. 247.)

„Gi, seht doch den weisen Mann!“ schrie sie dann mit gellendem Tone, „Ihr glaubt wohl, man müsse ein junges Blut mit glühenden Zangen zwicken, damit es mit einem schönen jungen Grafen auf sein Schloß gehe! O Ihr einfältiger Bauer! Ihr dachtet wohl gar, weil Ihr vier Pferde und ein paar Dugend Kinder Guet nennt, das schmucke Mädel müßte sich eine Gnade daraus machen, in Eurem schmutzigen Dorfe Bäuerin zu werden? — Ah, Balog Imre, geht doch, geht, daß ich mich nicht zu Tode lache!“

Nochmals erscholl das höhnische Gelächter, bis Imre, vor Wut zitternd, die Faust erhob und es schien, als solle dieselbe im nächsten Augenblicke das lachende Weib zerschmettern. Der schrille Angstschrei derselben brachte den Mann jedoch zur Besinnung; von Ekel ergriffen, wandte er sich und bestieg die ungebürlich scharrende Stute.

Es war völlig dunkel geworden, die Sterne stimmerten geheimnisvoll auf seinen Weg herab, die Kluten der Theiß rauschten zu seinen Füßen, der Nachtwind wehte über die Sandhügel, kleine Wellen von den Höhen lösend, um sie im Thale zu neuen Hügeln zu häufen, ein sinniges Bild ewigen Werdens und Vergehens. Imre aber sah und hörte nichts als Frau Katilins Worte, die ihm mit ihrem schrillen Migtton noch immer ins Ohr gelitten. Ja, der giftige Stachel des Zweifels saß fest in der Brust des treuherzigen Mannes; wäre denn Ilona das erste Mädchen, welches um eitlen Schein und Klitter die Treue gebrochen? Und wenn dem so, wofür und mit welchem Rechte wollte er den Grafen zur Rechenschaft ziehen? Bei diesem Gedanken trat das Bild des feinen, zarten Knaben so lebhaft vor seinen Geist, daß er ihn lebhaftig zu sehen glaubte, wie damals, als derselbe, gelangweilt von den Lektionen seines Hofmeisters, herabkam an den Fluß, wo Imre seines Vaters Pferde hütete. Der kräftig gewandte Bauernjunge war dem verhätschelten Grafensproßling weitaus überlegen, wurde daher dessen Lehrmeister in den freien Künsten der Puzita, wie dessen Kamerad und Beschützer. Vier Jahre hatte dieses Verhältnis ungetrübt gedauert, dann war der junge Graf auf die Hochschule zu Pest, der Bauernsohn in die Kaserne gezogen, um seiner Militärpflicht nachzukommen; seit einigen Wochen weilte nun ersterer wieder auf dem väterlichen Schlosse, ohne während dieser Zeit auch nur einmal das kaum eine halbe Stunde entfernte Dorf betreten zu haben. War die Bekanntschaft mit Ilona der Grund dieser Zurückhaltung?

Imre vermutete es und ein finsterner Entschluß entrang sich seinem grübelnden Sinnen. Der Graf sollte ihm Rede stehen, und war er der Schuldige, dann — er dachte das weitere nicht aus, aber seine Faust umklammerte den schwarzen Fokosch (Beißstock) mit der Kraft einer Eijenschraube.

Drei Tage lang lauerte Imre, hinter Sandhügeln oder Weidengebüsch verborgen, resultatlos auf eine Gelegenheit, dem Grafen entgegenzutreten. Dieser, sonst wie die meisten jungen Männer seines Standes ein eifriger Jäger und Reiter, war während der ganzen Zeit nicht außerhalb der Schloßmauern zu erblicken; dem starken, um sein Liebsteß betrogenen Mann aber, welcher die Ursache dieser plötzlichen Zurückgezogenheit erriet, schwoll das Herz vor bitterem Grimm, und während die schiefe Hand mechanisch in dem ledernen Erdreich wühlte, schwand die ruhige Ueberlegung mehr und mehr vor dem heißen Verlangen nach Rache.

Am Morgen des vierten Tages endlich ritt Graf Debrany auf einem edlen Rassepferde, von zwei Windhunden begleitet, über die Sandhügel dem Fluße entlang, dessen mit Schilf und niederem Strauchwerk besetzte Ufer Hasen und Füchse mit Vorliebe zum Aufenthalte wählten. Wie er so scharf über die Niederung hinspähte, zeigte er ein regelmäßiges, von kurzgeschnittenem Vollbarte umrahmtes Profil, das, wie sich Imre gestehen mußte, ebenso wie die schlankte Gestalt des jungen Edelmannes wohl geeignet war, Frauen zu gefallen.

Von diesem Anblick um den letzten Rest von Besinnung gebracht, war der heißblütige Mann im Begriffe, mit erhobenem Fokosch seinem Nebenbuhler entgegenzutreten, als er eine schwere Hand auf seiner Schulter fühlte, und, sich umwendend, Gyuri erkannte. Ohne Ahnung von der Gefahr, welcher er entgangen, ritt der Graf vorüber, Imres Wut aber kehrte sich dem ruhig und gelassen vor ihm stehenden Manne zu. „Bei allen Teufeln,“ sagte er mit vor Aufregung zitternder Stimme, „wäre es ein anderer als Du, er sollte meinen Fokosch so schwer fühlen wie der, gegen welchen ich ihn erhebe.“

„Glaub's, doch würde die Sache dadurch nicht besser,“ versetzte Gyuri gleichmütig; „weißt Du noch, wie Du den Corporal unserer Eskadron erschießen wolltest, weil er Dich geschreiegt? Ein anderer that es später, wurde zum Galgen verurteilt und zu zehnjähriger Zuchthausstrafe begnadigt, das ist immer das Ende vom Liede.“

Imre blickte finster vor sich hin, Gyuri aber fuhr ruhig fort: „Und was willst Du vom Grafen? Er thut, was sein Vater und Großvater gethan; es liegt ihm im Blute, und willst Du gerecht sein, so mußt Du zugeben, daß mancher Burische von Dobrafalva schon Schlimmeres gethan.“

„Und Du meinst, weil der Burische ein Graf ist, dürfte er es ungestraft thun?“ warf Imre grollend ein.

„Ich meine, daß Dein Fokosch ein schlechter Richter ist,“ bemerkte Gyuri gleichmütig; „ging Ilona freiwillig mit dem Grafen, so ist sie ja nicht wert, daß Du einen Finger um sie rührst, wurde sie aber gezwungen, nun, dann wird sich zeigen, ob sie das ist, wofür Du sie hältst; was guter Stahl werden soll, muß durchs Feuer; warte es ab, Imre.“

Aber die Herzenswunde war zu tief, zu schmerzlich, als daß Gyuris besonnene Worte so rasch Eingang gefunden hätten.

„Warte es ab,“ wiederholte Imre, verächtlich den Fokosch zu Boden schleudernd, „warte es ab, das ist leicht gethan, wenn man kein Herz im Leibe hat und nicht weiß, wie es dem zu Mute ist, der alles verloren, was er von der Zukunft an Lust und Freude erhofft.“

„Kein Herz im Leibe?“ fiel Gyuri mit einem seltsamen Lächeln in den gutmütigen Zügen ein.

„Ja, oder doch keines wie andere Menschen von Fleisch und Blut,“ fügte ersterer hinzu.

Der Feldhüter hatte sich auf den Stumpf einer abgehauenen Weide gesetzt und blickte nachdenklich in die träge dahin fließenden Wellen des Flusses. „Das mag sein, Imre,“ sagte er, während dieser sich unmutig in das Ufergras warf, „es hat eben jeder seine Art, dennoch kannst Du mir glauben, daß ich ein paar Monate, nachdem wir mit dem Abschied in der Tasche unsere Eskadron verlassen hatten, so närrisch, ja vielleicht noch närrischer verliebt war, als Du es bist.“

„Du, Gyuri?“ fragte Imre ungläubig.

„Ja, Imre, und siehst Du, ich war glücklicher als Du, denn ich konnte mein Mädel ohne Hindernisse heimführen und dachte, damit, wie Du, alles gewonnen zu haben, was ich von der Zukunft an Lust und Freude erhofft; war doch Julcsa nicht weniger fein und lieblich als Deine Ilona, und wenn ihr roter Mund mich anlachte, so meinte ich, es sei ein Engel vom Himmel eigens herabgekommen, um Remet Gyuri zum glücklichsten Menschen zu machen. Aber wenige Tage nach der Hochzeit schon verwandelte sich mein Engel, wurde hofstarrig, geizig und zerküchigt, und statt des erhofften Himmels hatte ich die Hölle im Hause; Freunde und Nachbarn sagten, ein solches Weib müsse mit Schlägen zur Vernunft gebracht werden, ich aber meine, daß ein Weib kein Hund ist, der den Herrn liebt, der ihn schlägt, und ertrug die Hölle, so heiß mir auch darin wurde, bis —“

Imre blickte fragend auf. Ein finsterner, schwermütiger Schatten lag auf dem braunen Gesichte des Feldhüters, um seine Lippen zuckte es, als verweigerten sie den Dienst; aber der Mann bezwang sich und fuhr dumpfen Tones fort: „Nun, bis ich eines Tages zu ungebehrter Stunde vom Felde heimkam, und Julcsa in Gesellschaft eines guten Freundes traf. Ich brauchte mein Hausrecht und warf ihn zur Thüre hinaus, aber die Schande blieb im Hause und in mir das Bewußtsein, daß Julcsas freundliches Lachen nicht mir, sondern nur meinem Hab und Gut gegolten. Mir war es verleidet wie alles, was mir sonst am Herzen lag, Heimat, Haus und Hof, und selbst die Arbeit freute mich nicht mehr; da erinnerte ich mich, daß ich Dir beim Auseinandergehen versprochen mußte, wenn es mir je schlecht erginge, zu Dir zu kommen, und so nahm ich denn eines Abends den Soldatenbrotsack vom Nagel und wanderte hieher, ja, und hätte ich mich nicht selbst um mein jetziges Amt umgesehen, ich glaube, Du füttertest mich noch heute an Deiner Herde. So, nun muß ich gehen, denn mein Herr zahlt mich nicht fürs Schwagen.“

Gyuri hatte sich bei diesen Worten erhoben und schickte sich wieder ruhig wie sonst zum Gehen an.

„Also das war es, was Dich zu mir führte?“ sagte Imre betroffen. „Ist es wese, Gyuri, an Deiner Stelle hätte ich den Schurken erschlagen, das Weib aber geziichtigt nach Verdienst, ja, das hätte ich, hol mich der Teufel!“

„Ich weiß, ich weiß,“ versetzte der Feldhüter, sich nochmals dem Freunde zuwendend, „so sagten auch meine Nachbarn, und sie lachen wohl heute noch über den dummen Schwaben; ja, ja, einen Menschen erschlagen, das trifft bald einer, doch erwecken kann ihn niemand wieder; mögen sie lachen, ich ziehe mein sonniges Feld einem dumpfen Kerker vor, und wäre auch das nicht, lieber will ich zeitweilig auf harter Erde liegen, als mit Schmach, Zank und Haber unter einem Dache wohnen.“

Er ging, Imre aber sah ihm gedankenvoll nach. Was er vernommen, hatte seine Gedanken vom eigenen Leide abgelenkt; er bewunderte den seltsamen Mann, aber ganz verstehen konnte er dessen Wesen nicht. „Hm, Sonnenschein ist allerdings besser als Kerker, da hat er recht,“ murmelte er, seinen Schnurrbart drehend, „aber Haus und Hof verlassen eines schlechten Weibes wegen — Kutya teremtete, das ist doch ein Schwabenstreich!“

Balog Imre war weder ein empfindsames Mütterchens noch ein Kopfhänger, daher er in den nächsten Tagen wie sonst seinen Geschäften nachging; wie schwer er aber litt, zeigte das veränderte Wesen des vordem so lebensfrohen Mannes, der nun finster und werklarg jeden geselligen Verkehr, jenen des Feldhüters ausgenommen, vermied.

So saßen sie eines Abends auf der Bank vor Imres Hause beisammen, das nach drei Seiten von Wiesen und Pflaumenbäumen umgeben, mit der Frontseite aber nach der breiten Dorfstraße gerichtet war, auf welcher eben die Gemeindeferden in langen Zuge heimwärts schritten.

Stumm, ihren Gedanken nachhängend, betrachteten sie die friedlichen Tiere, welche an ihnen vorüberzogen, verständlich den kürzesten Weg zu den verschiedenen Wohnstätten einschlagend, bis das letzte derselben in der Dunkelheit verschwand und nur noch der Herbstwind mit dem zerwühlten Sandboden sein Spiel trieb. Da tauchte plötzlich eine weibliche, in Tücher gefüllte Gestalt vor den Blicken der Männer auf und jetzt ein bleiches Antlitz, dessen Anblick das Blut in Imres Adern stocken ließ. „Ilona, Du!“

stieß er mühsam hervor, halb freudig, halb betroffen von dem kummervollen Ausdruck in den vor kurzem noch so kindlich frischen Zügen, während Gyuri still zur Seite trat, um die Unterredung nicht zu stören.

„Es ist wirklich Ilona,“ sagte das Mädchen traurigen Tones, „Ilona, die nicht die Kraft hat, für immer zu gehen, ohne ein freundliches Wort von“ — die Stimme der Sprecherin versagte.

„Zu gehen?“ fragte Imre, dieser Sprache gegenüber seinen Groll zur Hälfte schwinden fühlend, „jetzt in der Nacht? Doch nicht zu Frau Katilin?“

„Eher in den Tod!“ versetzte die Gefragte schauernd; „wohin sonst? Ich weiß es nicht, es ist ja auch gleichgiltig.“

Ein Moment des Schweigens folgte.

Imre dachte daran, wie oft er sich den Jubel ausgemalt, wenn er Ilona hieher in sein Haus führen würde, und wie es nun ganz anders gekommen war.

„O Ilona,“ sagte er, unwillkürlich an diesen Gedanken anknüpfend, „wie konntest Du nur jenem Menschen folgen?“

Ilona trat einen Schritt näher. Ihr Blick fiel auf eine der Sonnenblumen, welche, als landesübliche Pflanze neben dem Hause gepflanzt, nun vom Herbststurm gebrochen niederhing. „Folgen?“ wiederholte sie bitter, „frage doch die Sonnenrose da, warum sie sich vom Stengel riß, um dem Winde zu folgen. O, ich dachte es, daß sie auch Dich belügen würden,“ fuhr sie tonlos fort, „sie hatten leichtes Spiel mit uns einfältigen Menschen.“

„Lüge, Ilona — Lüge, sagst Du?“ Imre hatte sich drohend erhoben, seine Faust ballte sich krampfhaft.

„Ja, Imre. Sieh, ich kannte ihn kaum“ — sie vermied es, den Namen anzusprechen — „hatte ihn erst zweimal gesehen und dessen thörichte Reden als das Geschwätz eines übermütigen jungen Herrn nicht beachtet. Da hieß es, er sei verreist, ich aber wurde, wie schon früher mehrmals geschehen, auf das Schloß gerufen, um die schadhafte Wäsche in Ordnung zu bringen. Wie sonst wurde ich von der Beschließerin in die Zimmer geführt, als ich jedoch an die Arbeit gehen wollte, da trat er lachend ein, und — o Imre, was soll ich Dir noch sagen? Ich haßte, verachtete ihn jetzt, aber ich war eine Gefangene, bewacht auf Schritt und Tritt bis gestern. Eine Nachricht aus Wien — ich erfuhr es nur aus den verworrenen Reden der Dienstleute — rief ihn an das Krankenbett des alten Grafen; er folgte dem Rufe noch in derselben Nacht, ohne daß ich davon wußte. Heute erst erhielt ich meine Freiheit wieder.“

Es war völlig Nacht geworden; durch die dunklen, vom Winde zerfetzten Wolken leuchtete ab und zu die helle Mondenscheibe, deren Strahlen jetzt die schlankte Gestalt des jungen Mädchens mit ihrem milden Lichte überfluteten.

„Und jetzt willst Du fort, Ilona?“ kam es nachdenklich von Imres Lippen.

„Es muß sein.“

„Auch dann, wenn ich Dich zu bleiben bitte?“

„Auch dann, Imre,“ beharrte Ilona, ohne ihre tiefe Bewegung verbergen zu können. „Die Lüge hat mich mit Kot beworfen, früher oder später würdest Du bereuen, mich zurückgehalten zu haben — lebe wohl und Gottes Segen mit Dir.“

Imre schwieg ungeschlüssig; die Liebe kämpfte in ihm mit dem Stolze des wohlhabenden, angesehenen Grundbesizers, und der Gedanke: „Was würden die Leute dazu sagen?“ verdrängte für den Augenblick den Ekel des Herzens.

„Du hast recht, Ilona,“ sagte jetzt Gyuri vortretend und des Mädchens Hand ergreifend, „es gibt Leute, welche bei hellem Tage den Weizen nicht vom Unkraut zu unterscheiden und mit dem Fokosch besser als mit braven Mädeln umzugehen wissen; komm in meine Hütte, Ilona, ich bedarf ihrer nicht, dort bist Du Herrin und brauchst Dich nicht um närrische Menschen zu kümmern, die weder Dich noch sich selbst begreifen.“

„Halt, halt!“ rief jetzt Imre, sich erhebend, „ich denke, Gyuri, Du hättest an einem Weibe genug, und Ilona ist mein, verstehst Du mich?“

Gyuri aber wandte nur den Kopf, indem er sagte: „Sie ist Dein, wenn sie will, Imre, warte es ab; Du kennst übrigens den Weg zu meiner Hütte, kommst Du als Freier, so sollst Du empfangen werden nach Gebühr — verstehst Du mich?“ Damit ging er weiter, und Ilona folgte dem jungen Sonderling mit dem Vertrauen eines Kindes zu seinem Vater.

Imre aber blickte den beiden mit verblüffter Miene nach, bis sie im Dunkel der Nacht verschwanden. Dann drehte er seinen Schnurrbart und kehrte in sein einsames Haus zurück, indem er ein zorniges „Verdammter Schwabe!“ vor sich hinbrummte.

(Schluß folgt.)

Denkvers.

Nicht an Bergen, nicht an Thälern,
Nicht an Osten, nicht an West
hängt die Seele und der Segen,
An den Menschen hängt sie fest.
Denn die Erd' ist allerwegen
Liebevoll sich selber gleich,
Und die Liebe gibt den Himmel,
Und den Himmel gebt ihr euch.

König Alfons XII.

(Porträt S. 244.)

Mit allgemeinem Bedauern hat man wohl in der ganzen zivilisierten Welt die Kunde vernommen, daß König Alfons XII. von Spanien wenige Tage vor Vollendung seines achtundzwanzigsten Lebensjahres dem schleichenden Leiden, dessen Keim er schon seit seiner Kindheit in sich getragen zu haben scheint, erlegen. Am 28. November 1857 in Madrid geboren, war er der einzige am Leben gebliebene Sohn aus der Ehe der Königin Isabella mit dem Infanten Franz de Assisi und führte als Thronfolger den Titel eines Prinzen von Asturien. Als Knabe von elf Jahren mußte er, nachdem durch die Revolution vom September 1808 das spanische Königtum gestürzt worden war, mit seinen Eltern Madrid verlassen und verlebte die nächste Zeit in Paris. Im Januar 1870 wurde Prinz Alfonso zur Erziehung ins Theresianum in Wien gebracht, wo er bis zum Sommer 1874 blieb und eine ganz deutsche Ausbildung genoss. Seinem mehrjährigen Aufenthalte in Wien hatte es Prinz Alfonso zu danken, daß er das Deutsche so geläufig wie seine Muttersprache, und zwar mit leichtem österreichischem Anflang, sprach. Um ihrem Sohne die Anwartschaft auf den spanischen Thron zu sichern, hatte Königin Isabella zu seinen Gunsten schon am 25. Juni 1870 abdicirt, und der Prinz von Asturien war seit dieser Zeit der erklärte spanische Kronprinz. Nachdem er das Theresianum verlassen hatte, brachte er eine Zeit lang zu seiner militärischen Ausbildung in der englischen Militärakademie in Sandhurst zu. An seinem siebenzehnten Geburtstag (28. November 1874) wurde er großjährig erklärt und machte nun durch eine Proclamation seine Ansprache auf den spanischen Thron geltend. Nachdem General Martinez Campos am 29. Dezember 1874 in Murviedro den Prinzen als König von Spanien proklamirt und die Armee, so wie die Bevölkerung der Hauptstadt sich für denselben erklärt hatte, kehrte der junge König Alfonso XII. nach Spanien zurück und hielt am 14. Januar 1875 seinen Einzug in Madrid, wo er mit Enthusiasmus begrüßt wurde. Er übernahm hierauf selbst den Oberbefehl der Truppen in dem Kampfe gegen die Carlisten und gab in demselben bei mehreren Gelegenheiten Beweise persönlichen Mutes. Am 23. Januar 1878 vermählte sich König Alfonso zum erstenmale mit seiner Cousine Maria de las Mercedes, einer Tochter des Herzogs von Montpensier, die aber schon nach vier Monaten plötzlich starb.

In demselben Jahre wurde ein Attentat gegen König Alfonso verübt; am 25. Oktober feuerte ein gewisser Moncafi, der angeblich der Internationale angehörte, einen Pistolenschuß auf den durch die Calle Mayor fahrenden König ab, ohne aber denselben zu treffen. Am 22. Oktober 1879 verlobte sich König Alfonso in Paris mit der österreichischen Erzherzogin Maria Christine, der Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl Ferdinand und der Erzherzogin Elisabeth; die Vermählung mit derselben fand am 29. November in Madrid statt. Bald darauf fand ein zweites Attentat gegen König Alfonso statt; als derselbe am 30. Dezember mit der Königin im offenen Wagen von einer Spazierfahrt ins Schloß zurückkehrte, feuerte ein neunzehnjähriger Zuderbädergehilfe Namens Gonzalez zwei Revolvergeschüsse aus nächster Nähe ab, die aber nicht trafen. Im Jahre 1883 kam König Alfonso während der elektrischen Ausstellung zum Besuche nach Wien. Von dort begab er sich zu den deutschen Herrschmändern an den Rhein, wo ihm Kaiser Wilhelm das in Strassburg garnisonirende 15. preussische Ulanenregiment verlieh. Dies war die Ursache, daß König Alfonso auf seiner Rückreise in Paris am 29. September von der Bevölkerung insultrirt und zur raschen Abreise genötigt wurde. Einen erneuten Beweis seines Mutes und seiner Unerschrockenheit gab der König zur Zeit der heftigen Choleraepidemie, die im heurigen Sommer in Spanien herrschte, indem er eines Morgens von Madrid aus nach Aranjuez fuhr, wo die Seuche besonders heftig wüthete, und daselbst die Spitäler besuchte. Schon seit längerer Zeit waren Gerüchte über den besorgniserregenden Gesundheitszustand des Königs verbreitet, die aber von Madrid aus stets in sehr entschiedener Weise in Abrede gestellt wurden. Man wußte, daß er infolge seiner schwächlichen Konstitution brustleidend und starken Anstrengungen nicht gewachsen sei, doch war man auf einen so raschen Eintritt der Katastrophe nicht vorbereitet. König Alfonso hinterläßt keinen Sohn, sondern aus der zweiten Ehe zwei Töchter, die Infantin Maria de las Mercedes (geb. 11. September 1880) und Maria Theresia (geb. 12. November 1882), deren erste auf Grund der Bestimmungen der spanischen Thronfolgeordnung vom 29. März 1830 berufen erscheint, ihrem Vater als Königin von Spanien zu folgen.

Aussicht vom Parlamentsplatz in Ottawa (Kanada).

(Bild S. 244.)

Wir haben unsere Leser wiederholt schon nach Kanada geführt und bringen auch heute wieder ein Bild aus jenem interessanten Lande, das, so jung auch seine Geschichte ist, sich dennoch schon zu großer Bedeutung entwickelt hat.

Nachdem der Sitz der kanadischen Regierung abwechselnd in Toronto, Kingston und Quebec gewesen, gelangte im Jahre 1865 das kleine Städtchen Bytown durch direkten Entscheid der Königin Victoria zu dieser Ehre; von dieser Zeit an wurde der rasch aufblühende Ort Ottawa genannt. Die Parlaments- und Departementsgebäude liegen auf hoher, über das felsige Ufer des Ottawas hoch emporragender Klippe, um dieselbe herum ziehen sich äußerst sorgfältig gehaltene Anlagen mit zierlichen Pavillons, von denen der auf unserem Bild sichtbare eine ganz besonders ausgedehnte Fernsicht auf Stadt, Strom und die in Düst verschwindenden Gebirge gewährt.

Zur Linken liegt die modern aufgebaute, etwa 28,000 Seelen zählende Stadt, vom Widaufkanal durchflossen, über den zwei Hauptbrücken, die alte Sappers- und die neue Dufferinbrücke, führen. Ein beträchtlicher Teil der ungemein rührigen Einwohnerschaft entsammt den alten französischen Pionieren und hält auch heute noch an Sprache, Sitte und dem römisch-katholischen Glauben unverbrüchlich fest. Stromauf und stromab sehen wir die kleinen, flachen Schlepddampfer fahren, die langen Flöße weiter zu bughen nach den zahlreichen Holzplätzen und Sägemühlen, der Hauptindustrie der Kapitale.

Die schlanke Hängebrücke, die über den Strom führt, verbindet

Ottawa mit der Schwesterstadt Hull, die Provinz Ontario mit der Provinz Quebec; weiter stromaufwärts blickend sehen wir die aufsteigenden Dunstmassen des berühmten Chaubièrefalles, weiter draußen die Mündung des Gatineauflusses, links über der kleinen, waldbestandenen Insel den glühenden Spiegel des Lac de Chêne, während hinten in düstiger Ferne die letzten Ausläufer der Königsberge das hübsche Ausichtsbild mit in Düst sich auflösenden Linien abschließen.

Nachmittag auf Deck.

(Bild S. 248.)

Vor zwei Tagen hat die „Lady Jane“ die Reede von Funchal auf Madeira verlassen. Die Küste der felsigen Insel ist aus dem Gesichtskreise verschwunden, ringsum nichts als die endlosen Wasser des Atlantischen Ozeans. Es ist Nachmittag, heiß brennt die Sonne auf das Hinterdeck des Dampfers, über welches zum Schutz der Kajütenpassagiere ein schattenspendendes Zeltdach gespannt wurde, ruhig liegt die See da, nur von wenigen Wellen gekräuselt, deren weiße Schaumkronen über die stahlblaue, glühende Fläche sich erheben, leichte, düstige Wolfengebirde schweben am Rande des Horizontes.

Das ist die rechte Zeit zu stillen, heimlichem Sinnen, zu behaglichem Verkenken in eine Lieblingslektüre, zu ungehörtem, flüchtigem Ginniden; das leichte Knarren des Steuerrades, das einträgliche Anklatschen der Wellen an den Rumpf des Schiffes vermehren nur noch die träumerische Ruhe des Momentes.

Der alte Herr, der sein Töchterchen, sein brustkrankes Sorgenkind, der heilenden milden Luft Madeiras anvertraut hatte, darf nach langer Zeit sich wieder einmal ruhigem Schlummer überlassen, nun er sie gesund heimführt in die harrenden Arme der treuen Mutter. Sein älterer Sohn, den er mitgenommen, daß er sich mit ihm in die Sorge für die Genezene teile, hat sich an die Seite der Schwester gesetzt, um ihr aus ihrem Lieblingschriftsteller vorzulesen. Welch freudige, hoffnungsvolle Gedanken in dem jungen Mädchen aufsteigen mögen! Nun ist sie allem wieder gegeben, dem Leben, der Liebe, der ganzen schönen, strahlenden Welt, die ihr noch nie so reich, so vielverheißend vorgekommen, wie bald auch dem liebsten Fleckchen auf derselben, dem herrlichen Heimathale, wo das freundliche, rebenumrankte Vaterhaus steht und der stolze Rhein vorübermault, der mächtige deutsche Strom.

Das alles lebt und arbeitet in der neu erstarrten Brust, an das alles hat die Genezene wieder ein Anrecht, das alles klingt jetzt unwillkürlich durch, durch Lektüre und Meeresrauschen.

Fliege eilig vorwärts mit deinen dankerfüllten Seelen an Bord, du schmucke Lady Jane, gebe Gott dir guten Wind und glückliche Fahrt!

Schönheitengalerie chilenischer Damen.

(Bild S. 245.)

Die Republik Chile darf unter allen Freistaaten des südamerikanischen Festlandes als der wohlgeordnetste betrachtet werden. Zwischen dem Großen Ozean und den himmelhohen Bergen der Andenfordillere gelegen, hat die blühende Republik in neuester Zeit auch politisch eine größere Bedeutung erlangt durch die Siege über die verkommenen Staaten von Peru und Bolivia. Auch uns Deutsche interessiert Chile mehr denn irgend ein anderer der südamerikanischen Freistaaten, denn in der südlichen Provinz Valdivia, welche schon eines gemäßigten Klimas sich erfreut, haben viele deutsche Landsleute eine neue Heimat gefunden und ihre dortigen, mitunter ausgedehnten Niederlassungen erfreuen sich eines fröhlichen Gedeihens. Aber auch die Chilenen selbst fesseln bald das Interesse des Ankömmlings. Alle Fremden rühmen die Zuverlässigkeit und Freundlichkeit der Chilenen, und es wäre unrecht, die dem eigenen guten Ruf nicht das vollgiltigste Zeugnis auszusprechen. Das eigentlich nationale Leben der Chilenen ist allerdings nicht besonders reich an auffallenden Gestalten. Den „Yoncho“ der Männer abgerechnet, der in ganz Südamerika zu Hause ist, und den „Manto“ der Frauen, eine dem Machtgebot der Kirche entsprungene schwarze Mantille, die sie allerliebste umzuschlagen verstehen, begegnet man keiner besonderen Landestracht, die auf die Phantasie des Fremden erheblicheren Eindruck hervorbrächte. Doch gewährt der erwähnte schwarze Manto, welcher derart drapirt wird, daß er die ganze Gestalt verhüllt und bloß die Spitze eines ganz kleinen Näschens nebst den Flammen zweier schönen dunklen Augen hervorblitzen läßt, einen hübschen Anblick. Obwohl nur für den Kirchenbesuch bestimmt, wird er von den Frauen der mittleren und unteren Stände als gewöhnliche Tracht getragen. Es macht einen sonderbaren Eindruck, diese schwarz gekleideten, verhüllten Frauengestalten aus oder in die Kirche wallen oder den Fußboden der großen Kathedrale mit diesen dicht gedrängten, knienden schwarzen Gestalten im ganzen Umfang bedeckt zu sehen. In Valparaiso lassen die Spaziergängerinnen auf der Promenade des Castillo ihr Haupt unbedeckt; man sieht dann ihr in schwarzen, glänzenden Tressen über die Schläfen gelegtes Haar, oft zu dicken Spiralen im Nacken gewunden, öfters aber noch in zwei Zöpfen herabfallend.

Die Physiognomie der niederen Klassen und ihre Hautfarbe tragen noch eine artige Beimischung von indianischem Blut zur Schau, denn nicht wenige Europäer haben sich mit den hijas del pais, den Töchtern des Landes, verbunden, während die reichen Familien sich größtenteils unternimmt in reiner weißer Abstammung erhalten haben. Nur den Frauen dieser letzteren Klasse ist die Eleganz des Ganges, die Grazie der Bewegungen und die Zartheit der Formen eigen, welche die Spanierin auszeichnen, in Chile aber auf eine kleine Minderheit beschränkt bleiben, während Regelmäßigkeit und Sanftmut der Gesichtszüge wohl fast alle Chileninnen charakterisiren.

In Valparaiso kommt der feinere Typus der Frauenschönheit seltener vor als in der Landeshauptstadt Santiago, wo in den niederen Klassen das indianische Blut weniger vertreten ist. Sobald man leichter aber den Rücken kehrt, ist der Abkömmling der Urbewohner mit einer geringen Beimischung europäischer Blutes unverkennbar. Obwohl die Jüge noch roh geblieben sind, so entbehren die dunklen Physiognomien mit ihrem dicken schwarzen Kopfhair, das bei Frauen um so dichter und länger wächst, nicht einer gewissen Gefälligkeit, obgleich schöne Züge selten bei einem der Geschlechter vorgefunden werden. Der Wuchs und die Statur sind

nicht ebennmäßig entwickelt bei den Mädchen, doch gedeiht die unermischte weiße Rasse außerordentlich und Männer sowohl als Frauen, letztere besonders in größerem Verhältnis, vereinigen alle Bedingungen, um als Schöneheiten zu gelten.

Die besten Kreise sind in ihrer äußeren Erscheinung sehr sorgfältig, in ihren Umgangsmanieren sehr gewährt, ohne im geringsten der Lebhaftigkeit eines südlichen Temperaments Zwang anzuthun. Die Frauen besonders vereinigen Anmut und Würde mit einer angeborenen Natürlichkeit, was, so weit entfernt von anderen Zentren der Kunst und Bildung, ein wenig überraschen darf. Eine Erklärung hierfür gibt der Umstand, daß die meisten teils Europa besucht haben, teils in Europa erzogen worden sind. Der Gesellschaftston der Chilenen ist sehr anmutend, er ist gefällig und freundlich. Einmal in einem Hause bekannt, darf man sich auch ganz wie zu Hause fühlen und stets eines herzlichen Willkommens gewärtig sein. Die zwei vorderen Zimmer des chilenischen Hauses sind meist die Empfangsalons; am Abend sitzt Mama mit ihren Töchtern oder letztere mit ihren Freundinnen hinter den vergitterten Fenstern, um unter steterhafter Plauderei die Stunden zu verbringen. Bekannte, die vorübergehen, versehen nie, ein paar Worte mit den Damen im Hause zu wechseln oder auch für den Abend einzutreten und nach Belieben selbst mehrere Stunden lang zu verweilen.

In Chile, wie in allen spanischen Ländern, tragen diese graziose Hingebung, diese Abwesenheit jeglicher Prüderie wesentlich bei zum Reiz des gesellschaftlichen Lebens; sie haben auf die Sitten gar keinen verderblichen Einfluß. Die chilenischen Familien sind meist ungemein zahlreich; zehn, fünfzehn Kinder sind keine Seltenheit in einem Lande, wo man Hundertjährige kaum beachtet und wo man nicht bloß lange lebt, sondern sich auch so jung verheiratet, daß zwanzigjährige Ritters oft schon drei bis vier Spröhlinge besitzen. Um zu heiraten, werden in Chile keine Umstände gemacht, man zögert nicht, verliert keine Zeit. Zwei junge Leute finden Gefallen aneinander, wollen sich; um es sich zu geschehen, um sich nach Hergenzlust davon unterhalten zu können, fehlen ihnen die Gelegenheiten nicht. Man wird sie ihnen bieten, täglich mitunter, und sie werden sie um so besser ausnützen, als sie wissen, daß nur für sie diese Fünftuhr-Empfänge stattfinden, wo man immer auf die Lampe wartet, die nie kommt; nur für sie diese langen Gespräche, in welche sich die Mütter vertiefen, dieses Halbunkel, diese abwärts stehenden Lehnstühle, diese hübschen kleinen Winkel. Man flüstert sich einige läche Redensarten zu, wechselt einige Schwüre, ein Versprechen, verlobt sich und die Hochzeit beendet bald den kurzen Roman.

Serbische Spione.

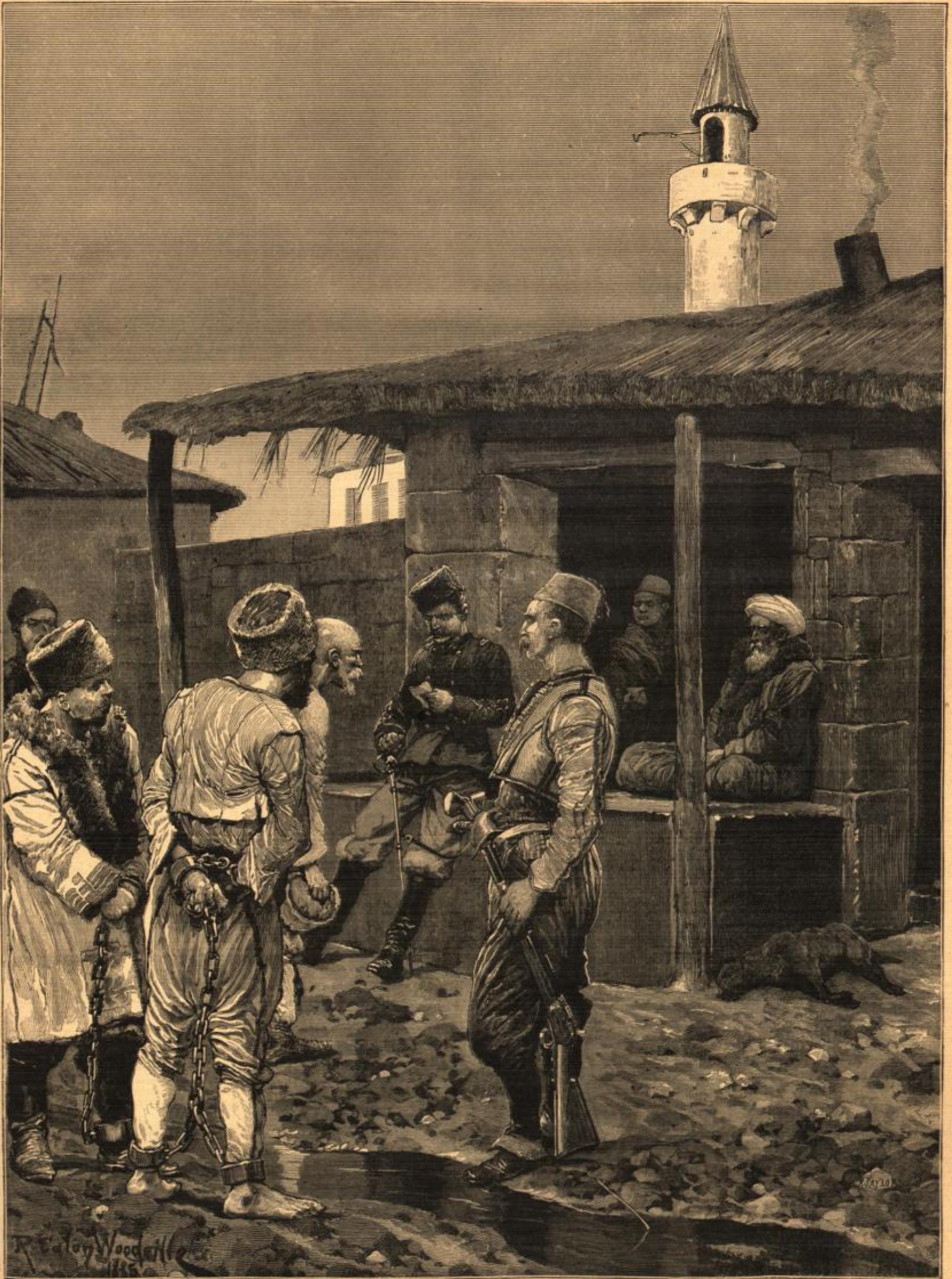
(Bild S. 249.)

Der Kampf im Osten ist entbrannt, vom Donner der Kanonen widerhallen die Berge des Balkan, die Straße nach Belogradschid und Widin ist beherrscht von den Geschützen der siegreichen bulgarischen Armee. Eine Reile vor Pirost liegt ein einjames Gehöft, über dessen feste Steinmauern ein Minarett ragt; zur Stunde der Auslug des kleinen vorgehobenen bulgarischen Postens, der es occupirt. Dem kommandirenden Offizier sind sieben drei, nach Landesstille in Ketten geschlagene, serbische Spione vorgeführt worden. Nachdentlich, die Hand auf den Säbel gestützt, die Cigarette im Munde, prüft er die kurze, aber inhaltsschwere Notiz, die ihm der begleitende Unteroffizier übergeben, während hinter ihm der entthronte Hüter des Minarets mit trübem Gesicht auf seine Landsleute blickt, über deren Los er nicht im Zweifel sein kann. Die Notiz enthält nur die wenigen Worte: „Durch unsere Reichen geschlichen, sich nach Zahl und Stand unserer Streitkräfte erkundigt.“

Ersten Blickes durchfließt sie nochmals der Offizier, atemlos schauen die drei ihn ins energische Gesicht, sie wissen, daß wenn er es erheben und ihrem militärischen Geleiteer zumiden wird, ihr Todesurteil ausgesprochen ist nach Kriegsgebrauch: dem Feinde die Kugel — der Strick dem Spion.

Wo Barthel den Most holt.

In der Schrift: „Renaissance und Kotoko, Abhandlungen zur Kulturgeschichte der deutschen Reichshauptstadt“, glaubt Oskar Schwedel das Sprichwort: „Der weiß, wo Barthel den Most holt“, ohne die Möglichkeit einer andern Deutung zu erwähnen, mit Sicherheit auf einen Vorgang am Hofe des Markgrafen Johann (Hans) von Kärnten zurückzuführen zu können. Er erzählt: An der Tafel des Markgrafen gab's für gewöhnlich nur Krossener Landwein, respektive die berühmte Subener Schattenseite. Nun hatte einmal, „einer kurfürstlichen Gnaden unterthänigster Diener und Geheimder Rath, Herr Barthel von Mandelslohe“, den Markgrafen zu Tische eingeladen, und da das „adlige Frauenzimmer“, wie es in der Sprache der Zeit heißt, das will sagen, die Damen der Hofstube, auch mitispreßen, so hatte der Herr von Mandelslohe keinen süßen spanischen Wein aufgesetzt. Der Markgraf schmeckte und schmeckte Barthel, wo hast Du den Most hergeholt? fragte Herr Hans. Barthel wurde feuerrot und schwieg. Endlich aber mußte es doch heraus. Ein französischer Geandter, der gern beim Markgrafen Audienz gehabt hätte und noch nicht zugelassen worden war, hatte, um seine Sache schneller zu fördern, dem Rat von Mandelslohe ein süßlein Malvasier geschenkt und — war doch nicht zum Markgrafen gekommen! „Das ist schon, daß ich dem Wälschen nicht den Willen gethan habe!“ rief Herr Hans. „Aber nun weiß ich auch, wo Barthel den Most holt!“ Wir glauben, daß diese Anekdote zur Verbreitung des Sprichworts sehr wohl beigetragen hat, wenn das letztere auch vielleicht schon vorhanden gewesen sein sollte. Man pflegt es so zu deuten, daß man sagt: „Da der Tag des Bartholomäus oder Barthel der 24. August ist, wo die Trauben in der Regel noch nicht reif sind, so muß der ein gewitzter Mann sein, der sich zu diesem Tage schon Most verschaffen kann und also weiß, wo Barthel den Most holt.“ Der Markgraf hatte dieses Wort um so passender angewendet, als Mandelslohe den Vornamen Barthel führte.



Serbische Espione. Zeichnung von R. Eaton Woodville. (S. 247.)

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

Zehntes Kapitel.

Als die Brüder nach ihrer langen Unterredung ins Wohnzimmer zurückkehrten, dämmerte schon der Abend; Hulda wartete mit einiger Ungebuld auf ihren Verlobten, da sie den Heimweg antreten wollte.

Die beiden Mädchen hatten sich miteinander befreundet, trotzdem Hulda die Liebeslei mit dem Offizier nicht billigte und in ihrer ersten, verständigen Weise Helene vor den Folgen dieses Leichtsinns warnte.

Wehr als die Drohungen und heißenden Bemerkungen des Bruders wirkten diese Warnungen auf das Gemüt Helenens, sie hörte es ihnen an, daß sie ehrlich und aufrichtig gemeint waren, und sie erschrak nun selbst vor den Folgen, die der Besuch des Lieutenants für ihren guten Ruf haben konnte.

Aber mit Hermann ganz zu brechen, wie Hulda ihr anriet, konnte sie sich doch nicht entschließen, sie begte trotz alledem noch immer die Hoffnung, seine Gattin und damit Frau Baronin von Feldern zu werden.

Helene war eitel und leichtlebig, ernste Sorgen hatte sie noch nicht kennen gelernt, sie malte sich die Zukunft an der Seite des Lieutenants von Feldern im rosigsten Lichte, sie baute auf die Reinheit und Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen, wie auch die Treue seiner Liebesbetuerungen, und nahm sich nicht einmal die Mühe, darüber nachzudenken, woher er später die Mittel nehmen sollte, um sie zu ernähren.

Nun erschreckten die Warnungen Huldas sie, sie konnte nicht bestreiten, daß in ihnen Wahrheit lag, aber sie war zu stolz, das auch vor ihren Brüdern einzugehen.

Eine volle Flasche stand noch auf dem Tisch, Karl füllte die Gläser und brachte einen kurzen humoristischen Toast auf die Braut aus, die er in seinem Familientreise willkommen hieß, dann trat er ans Fenster, um dort in Brüten zu versinken.

Rudolf plauderte mit den Mädchen, sie bestürmten ihn beide, eine Stelle zu suchen, und er versprach endlich, mit seinem Freunde im Europäischen Hof darüber reden zu wollen.

„Wenn es Dir nur endlich einmal Ernst wäre mit diesem Versprechen!“ seufzte Hulda. „Ich habe keine Ruhe mehr, wenn ich daran denke, daß alle Ersparnisse unnütz ausgegeben werden; unsere Absicht, eine kleine Restauration zu übernehmen, wird dadurch wahrhaftig nicht gefördert. Und so lange wir nicht selbständig sind, können wir auch nicht heiraten.“

„Na, damit eilt es ja noch nicht,“ unterbrach er sie scherzend, „ein Jahr können wir immer noch warten. Im übrigen mache Dir keine Sorgen, ich bin kein leichtsinniger Verschwender, ich gebe keinen Groschen aus, über den ich mir nicht Rechenschaft ablegen könnte.“

„Aber dieser Mühsiggang hat doch keinen Zweck!“ sagte Helene vorwurfsvoll. „Du behauptest immer, Du verfolgest einen bestimmten Plan.“

„Das thue ich auch!“

„Aber von diesem Plan willst Du nichts verraten!“

„Nicht eher, als bis ich meinen Zweck erreicht habe!“

„Geheimnisse überall!“ klagte Helene. „Meine Brüder schenken mir kein Vertrauen; frage ich, so antworten sie nicht; was sie thun und treiben, bleibt mir unbekannt, ich aber soll ihnen von all meinem Thun und Lassen Rechenschaft ablegen und von ihrem Willen mich leiten lassen.“

„Dafür bist Du auch ein unerfahrenes Mädchen und wir sind Deine Berater und Beschützer,“ erwiderte Karl mit scharfer Betonung. „Wenn Du Dich mit einem braven, fleißigen Manne verlobst, so werden wir die ersten sein, die Dir von ganzem Herzen Glück wünschen, aber die Liebschaft mit dem vornehmen Herrn dulden wir nicht. Von einer Heirat kann da keine Rede sein, er hat ja selbst nichts zu befehlen und zu brechen, wie soll es also enden?“

„Ueber Nacht kann manches sich ändern!“ warf Helene ein, deren Trost wieder erwaachte.

„Zum Beispiel?“ spottete Karl.

„Hermann von Feldern kann dadurch, daß sein Vater den Prozeß gewinnt.“

„Ein reicher Mann werden? Das ist ganz unmöglich! Selbst wenn der Oberst den Prozeß gewänne, was mehr als zweifelhaft ist, würde nicht viel für ihn übrig bleiben. Der alte und der junge Herr sind beide bis über die Ohren verschuldet, die Gläubiger werden sofort auf den ganzen Nachlaß Beschlagnahme legen, wenn das nicht schon geschehen ist, und sind diese aus Heller und Pfennig befriedigt, dann fängt das alte Elend wieder an.“

„Du machst es schlimmer, wie es ist,“ zürnte Helene.

„Bah, wenn ich heute dem Hauptgläubiger einen Floß ins Ohr setze, dann hat der Herr Lieutenant binnen vier Wochen seinen Abschied; ich kenne die Verhältnisse sehr genau.“

„Das wirst Du nicht thun!“ fuhr Helene auf.

„Das werde ich thun, um Dich vor den Zubringlichkeiten dieses Mannes zu schützen, die Deinen guten Ruf gefährden,“ erwiderte ihr Bruder in entschlossenem Tone.

„Es ist meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß dieser Geschichte ein Ende gemacht wird, Du willst das ja nicht thun. Schreibe ihm ernst und kategorisch, er möge Dich fortan in Ruhe lassen, und versprich mir, keinen Brief und keinen Besuch mehr von ihm anzunehmen, auch bei einer Begegnung seinen Gruß nicht zu erwidern, schreib diesen Brief jetzt und gib ihn mir zur Besorgung, dann will ich mich nicht weiter mehr um ihn kümmern.“

„Das kann ich nicht.“

„Und doch wäre es das Beste, was Du thun könntest!“ sagte Hulda voll warmer Teilnahme.

„Es ist mir unmöglich!“ erwiderte Helene, dem Bruder einen trostigen Blick zuwerfend.

„Dann muß ich eben handeln, wie die Pflicht es mir gebietet,“ jagte Karl achselzuckend, während das Brautpaar sich erhob. „Wenn der Herr Lieutenant auf meine Warnungen nicht hören will, so soll er nun auch erfahren, daß ich nicht mit leeren Drohungen um mich werfe. — Ihr wollt schon gehen?“

„Ja, es ist Abend geworden, und ich darf meinen Urlaub nicht überschreiten,“ entgegnete Hulda, die vor dem Spiegel stand und den Hut aufsetzte, „Frau Siebel ist immer so gütig gegen mich, da wäre es undankbar, wenn ich ihre Güte mißbrauchen wollte.“

„Recht so!“ nickte Karl; „ich begleite euch eine Strecke.“

Helene nahm von der Freundin mit einer kurzen Umarmung Abschied, dann vertrat sie ihrem Bruder rasch den Weg.

„Bedenke wohl, was Du thun willst!“ sagte sie, und es lag ein drohender Klang in ihrer Stimme; „ich lasse mich nicht mehr von Dir bevormunden, und Du würdest es nicht verantworten können, wenn Du das Glück zweier Menschen zerstören wolltest!“

„Das Glück zweier Menschen?“ wiederholte er spöttisch.

„Du bist noch sehr unerfahren, Helene, aber Du magst Dich noch so sehr gegen die Bevormundung von meiner Seite sträuben, Du wirst mir doch nicht verwehren können, daß ich unsern guten Namen vor Unehre bewahre.“

Er schob sie beiseite und folgte dem Brautpaar, das bereits die Treppe hinunterstieg.

„Wenn Warnungen nichts fruchten, muß man andere Mittel anwenden,“ sagte er, als sie das Haus verlassen hatten; „dem Kinde, das nicht hören will, gibt man die Rute, in späteren Jahren ist es dankbar für die Schläge, die es vor manchem Unheil bewahrt haben.“

„Ich aber glaube, Sie werden bei Helene auf diesem Wege mehr verderben als gut machen,“ erwiderte Hulda.

„Meine Warnungen vor den Folgen dieser Liebschaft haben Eindruck auf sie gemacht, denn sie mußte in ihnen nur aufrichtige Teilnahme finden; der drohende, befehlende Ton, den Sie ihr gegenüber anschlagen, weckt ihren Trost. Versuchen Sie es in Güte, ich will Ihnen beistehen.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, aber ich weiß, daß ich damit nichts erreiche,“ unterbrach er sie mit finsterner Miene. „Der Sache muß ein Ende gemacht werden, der Herr Lieutenant geht ja förmlich darauf aus, meine Schwester in einen schlechten Ruf zu bringen, das muß ihm verleidet werden.“

„Sie sind also entschlossen, ihn anzugreifen?“

„Ich bin's, ich werde ihn hegen, daß er nicht mehr zu Atem kommen kann.“

„Dann wäre es unnütz, wollte ich noch weitere Worte darüber verlieren,“ sagte Hulda, „aber denken Sie doch an meine Warnung; ich bin überzeugt, auf dem Wege der Güte würden Sie rascher und sicherer Ihr Ziel erreichen.“

— Was halten Sie von dem Verdacht Rudolfs?“

„Darüber wollte ich mit Ihnen sprechen, deshalb begleite ich Sie,“ erwiderte er. „Mit vollständiger Sicherheit kann ich noch nicht darüber urteilen, aber zugeben muß ich, daß die Verdachtsgründe, die Rudolf mir mitgeteilt hat, sehr schwerwiegend sind. Ich glaube ebenfalls, daß in jener Nacht etwas vorgefallen ist, was —“

„O weh, nun wird Rudolf erst recht nicht daran denken, einen Dienst zu suchen!“ seufzte das Mädchen.

„Im Gegenteile, ich verlange von ihm, daß er sich um diese ganze Angelegenheit nicht mehr bekümmert, da ich mich nun ihr widmen will,“ fuhr Karl Ganter fort. „Der Baron kennt ihn, er weiß, daß Rudolf damals Entdeckungen gemacht hat, die ihm unangenehm werden können, darum muß Rudolf ihm so fern wie möglich bleiben. Ich rate Dir, sieh Dich nach einer Stelle um, Rudolf, und überlaß mir nun allein die ganze Geschichte. Habe ich Dich nötig, so werde ich's Dir sagen, aber ich muß ernstlich darauf dringen, daß Du ohne mein Wissen und Wollen nichts mehr in dieser Angelegenheit thust, Du könntest alles verderben. Willst Du mir das versprechen?“

„Gut,“ erwiderte Rudolf, aus seinem Sinnen erwachend. „Ich weiß auch in der That nicht, was ich jetzt noch thun soll, um Licht in das Dunkel zu bringen.“

„Wenn meine Vermutungen richtig sind, so hast Du eben eine falsche Fährte verfolgt; ich suche nicht hier, sondern an anderen Orten die Lösung des dunklen Rätsels.“

„In Homburg?“

„Vielleicht dort, vielleicht anderswo, ich habe mir noch keinen Plan gemacht.“

„Aber wenn Dir die Lösung gelingt, dann —“

„Dann teilen wir, was herauskommt, und ich gebe Dir die Versicherung, daß ich Sorge tragen werde, für meine Bemühungen eine hohe Entschädigung zu erhalten.“

„Schön, damit bin ich einverstanden,“ nickte Rudolf,

„ich werde gleich morgen im Europäischen Hof anfragen; ist dort eine Vakanz, so werde ich auch engagirt, das weiß ich schon jetzt.“

„Und nun möchte ich Sie um Beantwortung einiger Fragen bitten,“ wandte Karl Ganter sich zu dem Mädchen, das ihm einen frohen, dankbaren Blick zuwarf. „Glauben Sie, daß der Baron sich mit seiner Cousine verloben wird?“

„Wenn es geschieht, so wird das gnädige Fräulein gezwungen, ihm das Jawort zu geben,“ erwiderte Hulda; „sie liebt einen andern.“

„Und wer ist dieser andere?“

„Ein Herr Hauptmann von Galen.“

„Ah — wissen Sie das ganz sicher?“

„So sicher, daß kein Zweifel daran ist,“ antwortete das Mädchen. „Der Herr Baron hat dem Bruder des Fräuleins bittere Vorwürfe darüber gemacht, und ein andermal hörte ich, daß der Herr Lieutenant seinem Vetter den Rat gab, er möge dem Hauptmann aus dem Wege gehen, sonst komme es sicher zu einem Duell.“

„Das trifft sich gut,“ sagte Karl, in dessen stehenden Augen triumphirende Freude ausblitzte, „in der Compagnie des Herrn Hauptmann von Galen habe ich gedient, er wird ein Bündniß nicht ablehnen, wenn ich es ihm anbiete. Wie stehen Sie mit der Haushälterin und dem alten Diener?“

„Auf dem besten Fuß.“

„Können Sie in dem Hause, abgesehen von Ihren Dienstpflichten, thun und lassen, was Ihnen beliebt?“

„Das möchte ich doch nicht behaupten.“

„Ich meine, können Sie ungehindert in allen Räumen des Hauses sich umsehen?“

„Wenn der Herr Baron nicht zu Hause ist, ja. Die Räume, die der verstorbene Herr bewohnte, darf ich nicht betreten, so lange unser Baron sich darin befindet, es sei denn, daß ich durch die Glocke gerufen würde.“

„Und was treibt der Baron in jenen Räumen?“

„Das weiß ich nicht, ich denke mir, er sitzt in der Bibliothek und studirt!“

„Möglich ist das, aber nicht wahrscheinlich,“ erwiderte Karl kopfschüttelnd; „mich interessiert es, jene Räume zu besichtigen. Kann das geschehen?“

„Wohl nur dann, wenn ich einmal allein im Hause bin,“ sagte das Mädchen nachdenklich, „das aber ist bis heute noch nicht vorgekommen.“

„Dann müssen wir irgend einen Vorwand ersinnen, der Ihnen erlaubt, mich hineinzuführen. Sehen muß ich die Zimmer; ich hoffe, dort eine Spur zu finden, die ich weiter verfolgen kann.“

„Vielleicht wäre mir das eher möglich,“ sagte Rudolf, „ich bin der Bruder Huldas und mit der Haushälterin befreundet, es wird keinen Verdacht erregen, wenn ich aus Neugier die Bibliothek sehen will.“

„Und Du mit Deinem ungeübten Blick würdest dort nichts entdecken,“ erwiderte sein Bruder, „immerhin magst Du in die Zimmer gehen, aber die Hauptsache bleibt doch, daß ich sie besichtige.“

Er blieb stehen, sie waren in der Straße angelangt, an der das alte Haus lag.

„Ich will nun Abschied von euch nehmen,“ fuhr er fort, indem er dem Mädchen die Hand bot, „der Baron darf mich nicht in eurer Gesellschaft sehen, sonst werden auch mir die Hände gebunden. Vor allen Dingen Verschwiegenheit! Vermeiden Sie alles, was den Verdacht des Barons wecken könnte! Sie werden Helene nun wohl öfter besuchen, sollte sich etwas Bemerkenswertes ereignen, so kommen Sie ohne Aufschub zu uns, um es mir zu berichten. Wollen Sie mir das alles versprechen?“

„Gern,“ antwortete Hulda, die nun auch zu der Ueberzeugung gelangte, daß der Verdacht ihres Verlobten begründet sein müsse.

„Gut, ich werde nun über den Vorwand nachdenken, der mich in das Haus hineinbringen kann. Geht der Baron täglich aus?“

„Jeden Abend.“

Karl Ganter nickte befriedigt, er drückte nun auch seinem Bruder die Hand und ging mit raschen Schritten ihnen voraus an dem Hause vorbei, das er mit scharfem Blick verstohlen betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristische Blätter.

Anekdoten und Witze.

Kleine Jäger von Heinrich Laube.

Es begegnete Laube öfters, daß er ein Stück bis zum dritten oder vierten Akt vollendet hatte und nicht weiter wußte. Dann gab es für ihn nur ein Mittel, er mußte eine kleine Reise unternehmen und mehrere Stunden in der dritten Klasse auf der Eisenbahn fahren. Wenn er recht zusammengestellt wurde, kamen ihm die besten Ideen. So lächerlich das erscheinen mag, so ernsthaft erzählte es Laube.

„Als sich der letzte Akt der ‚Karlschüler‘ nicht einstellen wollte,“ sagte er, „brauchte ich bloß bis zur nächsten Station zu fahren, und der Akt war da!“

Wenn Laube am Schreibtisch saß, war er äußerst ungemüthlich. Er schrieb alles doppelt; zuerst mit Bleistift, dann mit Tinte. Das, was er mit Bleistift schrieb, galt ihm noch nichts, da änderte er und verwarf rücksichtslos, die Tinte aber übte eine gewisse Macht auf ihn, und er entschloß sich nicht leicht, an einer Arbeit, die bereits mit Tinte geschrieben war, etwas zu ändern.

Kindermund.

Bébé, welches unartig war, hat kein Dessert bekommen und weint infolge dessen seit einer halben Stunde. Nach Verlauf dieser Zeit glaubt es, mit dem Weinen doch aufhören zu müssen. Endlich hast Du also aufgehört, zu weinen! sagt die Mama. Nein, ich habe nicht aufgehört; ich ruhe mich nur etwas aus.

Was Sozialismus ist.

Zwei Wiener Burken reiferen Alters stehen vor einer Brantweinbude. Du, Schakerl, Du muachst's wissen, weilst in aner Fabrik arbeiten thust. Was ist denn dös, der Sozialismus? Hörst, bist Du aber a Tölp! Sozialismus is ... wann wir jetzen da eingeh'n in d' Boutik. Du schopfst an für alle da drin und zahlst. Nacha schaff i an und Du zahlst; dös is der ganze Sozialismus! Ja ... aber wann i och a Sozialist bin? Nachdem muach der Brantweiner zahlen. Und wann der Brantweiner och a Sozialist is? Ja ... dann is's g'schl! Nacha wird halt g'trauft!



Aus allen Gebieten.

Unterscheidung zwischen reiner Butter und Kunstbutter.

Eine leicht ausführbare Methode ist die von John Horsley (Chemie. News) angegebene. Es sind dazu zwei kleine, weithalsige Probirgläser von etwa 10 Centimeter Höhe nötig. In das eine Glas bringt man ein haselnußgroßes Stück Butterin oder Oleomargarin, in das andere Glas ein ebenso großes Stück reine Butter, worauf man beide Gläser fest verstopft. Hierauf nimmt man in jede Hand eines der Gläser, so daß deren Boden erwärmt wird. In 10 Minuten schmilzt das Butterin durch die bloße Blutwärme, welche 35,5 Grad Celsius beträgt, zu einer bligen Flüssigkeit. Reine Butter braucht doppelt so viel Zeit und schmilzt auch nicht so klar und blig, wie letzteres.

Hundekuchen.

Man stellt denselben aus Roggen- oder Weizenmehl her. Abends wird mit Roggen- oder Weizenmehl und Sauerteig oder Hefe ein Vortieg gemacht. Den andern Morgen mischt man fünf Pfund dieses Mehls mit einem Pfund Fleischfüttermehl und dem üblichen Kochsalz und stellt mit dem Vortieg und Wasser einen recht festen Teig her, rollt ihn zu etwa zwei Centimeter dicken Kuchen aus, durchsticht ihn vielfach mit einem Centimeter dicken, spitzen Eisen und läßt ihn recht stark ausbacken. Ist das Futter für junge, noch wachsende Hunde bestimmt, so setzt man der Mischung 1/4 bis 1/2 Pfund gedämpftes feines Knochenmehl zu, das aber keine größeren Splinter enthalten darf. Diese Kuchen können, wenn sie gut ausgebacken sind, monatelang aufbewahrt werden, und in Wasser etwas aufgeweicht, werden sie von den Hunden gern gefressen. Sie enthalten 18/100 Pfund Fleischbildner, 18,3 Prozent Fett und besonders bei Zusatz von Knochenmehl zur Bildung von Knochen hinreichend phosphorsäuren Kalk.

Schöne und dauerhafte Bronze auf Zinn.

Zinn und Zinnlegierungen werden nach sorgfältiger Reinigung von Schmutz und Fett leicht mit einer Lösung von 1 Teil Kupfervitriol und 1 Teil Eisenvitriol in 20 Teilen Wasser überstrichen und nach dem Trocknen mit einer Lösung von 1 Teil Grünspan in 4 Teilen Essig überzogen. Nach abermaligem Trocknen macht man die Gegenstände durch Bearbeitung mit einer weichen Bürste, anfangs unter Zubehilfenahme von pulverisiertem Blaufeinstaub und öfterem Anhauchen, glänzend. Hierauf werden dann die erhabenen Stellen mit einem weichen Leder, welches mit ein wenig Wachsterpentin benetzt ist, abgerieben und zuletzt mit einem trockenen Leder nachgerieben.

Bilderrätsel.



Anklörung des Bilderrätsels Seite 227:

Feuer von Stroh, hat nur flüchtige Lust.

Charade.

Die erste Silbe ist erkreut Des Jugendalters frohe Zeit. Wer fleißig seine Hände rührt, Gedächtnis die zweite, wie's gebührt. Das Ganze kommt nur zu bestimmten Zeiten Nach vielem Mühsal und nach manchen Leiden.

Auflösung des Silberrätsels Seite 227:

- Melancholie, Melode, Totenopfer, Libur, Himmelswohnung, Jünglingswonne, Stolie, Schmusch, Cypselid, Naturgenuß, Rathisson.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. T. H. in Dresden. Wie empfehlen Ihnen Scherers 'Dichtwald' (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart); elegant, reich und reichhaltig. Preis 7 Mark. Hr. G. G. in Bromberg. Immerhin ein sehr gefährlicher Scherz, der, wenn die Dame klagt, sehr unangenehme Folgen für den Attentäter nach sich ziehen kann. Wir raten Ihnen zur Abbitte. Hr. Marie S. in Koblenz. Bis jetzt noch nicht in Reclams Sammlung vertreten. Das hat übrigens mit der literarischen Qualität jener Autorin gar nichts zu thun. A. T. in München. Ihre, Spree- und Jim-Räthen sind die gebräuchlichsten Vergleiche. Hr. Mathilde Beauvais in Metz. 'Kalte Hände, warmes Herz' - eine physikalische Gedankenpielerei. Das Umgekehrte wird sich gerade ebenso oft finden. Abonnent in Adlleda. Sympathie! Wer daran glaubt, warum denn nicht! Jedenfalls trägt der feste Glaube zur Kur bei. Besorgte Mutter in Bremen. Wir raten, streng darauf zu achten, daß das Kind keine Tinte leckt. Die Jungenerkrankungen kommen wahrscheinlich von dieser ableiten und gefährlichen Gewohnheit. Hr. D. M. in W. Ihre Anerkennung freut uns. Stimmen aus dem Publikum sind uns stets willkommen und von Nutzen. Abonnent in P. Da die Schwärzung in Ordnung besteht, wird das Gepräge bei der Entfernung stets angegriffen. Abonnent in Stettin. Wir halten die 'heiße Räucherung' für sicherer.

H. T. 77. Der Einsetzung steht nichts im Wege. T. H. in Reusbad. Schon sehr große Konkurrenz darin. Wir raten Ihnen ab. Deshalb unter 50,000 Mark wohl kaum möglich, es den andern gleichzutun. G. S. 25. Hier scheint ein mechanisches Hindernis die Ursache zu sein. Untersuchung eines Spezialisten durchaus nötig. Wahrscheinlich gar nicht schwer zu heben, wenn rechtzeitig etwas dagegen getan wird. Hr. G. Zweitmeyer in Hannover. Die elektrischen Vorgänge bei der Bildung des Hagels haben großen Einfluß auf dessen Gestaltung, weniger der von Ihnen angeführte Luftdruck. Frau Elisabeth Kolin in Bremen. Direkt an Professor Rudolf Birchow, Berlin. Wir raten von dem umständlichen Weg durch Passau ab. Hr. J. Krauß in Pardubitz. Wir halten verdo bene Gummiarabicumlösung, falls sie in Wunden eindringt, wohl fähig, Vergiftungen hervorzurufen. Welcher Art und Stärke, das läßt sich nicht vorausbestimmen. Treuer Abonnent in Rußland. Unter diesen Umständen ist es allerdings das Beste, wenn Sie sich auf die Heftausgabe unseres Journals bei unserer Expedition direkt abonnieren. Senden Sie den Betrag von Mark 11.70 - Rubel 5.60 (pro Jahrgang einschließlich Frankatur etc.) an dieselbe ein, so werden Sie jedes Heft sofort nach Ausgabe mit größter Regelmäßigkeit unter Kreuzband zugesandt erhalten; die bereits erschienenen Hefte des laufenden Jahrgangs werden Ihnen nachgeholt. Abonnent in Petersburg. Ladgas ist Eisdistillat, gewöhnlich bereitet aus salpetersäurem Ammoniak. Nur in Gegenwart eines Arztes anzuwenden. Hr. Emilie Brude in Rarbad. Bambino ist auch die Bezeichnung für Christus als kleines Kind in Italien und daher Ihr Mißverständnis. 'Salvatore Farina und Parrisi', Ausgabe von Grunow in Leipzig, Herausgeber Paul Heyse. Hr. G. L. in B. Lassen Sie den Mut nicht sinken - oft sind die Umwandelnden mit einemmale wie umgewandelt. Sich aus Liebe erziehen -? ist Wahnsinn. O. F. in St. B. Das wird in jeder Weltstadt so sein. Da heißt's eben Vorsicht. Die guten Menschen, welche auf der Straße ihre Dienste anbieten, sind am besten recht mißtrauisch zu behandeln. Frau G. R. in Bamberg. Von Hirth nach Nürnberg. Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hr. Minna Danker, Spiegelberger Mühle; Marie Felt, Grube Heide; Emma Langst, Chicago; Bertha Probst, Potsdam; G. W. Hamburg; Ottilie Glanz, Zürich; Frau Franz Hagedorn, Hamm; Martha Richter, Rassel; Hannchen Ranklein, Posen; Frida Behl, Ulm; S. Brauer, Laded; A. Springweiler, Niederbach; D. Scusser, Lenney; E. Postl, Stuttgart; J. Mann, Steyr; W. Barrons, Prag; A. Johnson, Kagen; E. Buchalla, Leibniz (Ungarn); Ch. Schloffer, Dorna-Watra; R. Schröder, Straßburg; O. Hunziker, Bremen; G. Trambach, Berlin; G. Kluge, Dalfie; W. Teendler, Bromberg; J. Kräger, Würzburg; W. S. Köhn; J. Gruber, München; X. Throst, London; G. Pauly, Rauscher. Abonnent J. D. in Plauen. Wenden Sie sich mit dieser Frage an die Redaktion der Chemikerzeitung in Röhren; das ist nicht so leichtem zu beantworten. Hr. G. Wendelstein in Pommern. Ein 'Bussert' - Dialektausdruck in den österreichischen und bairischen Alpen für Kuh.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Gucia S. in Kobz. Die braunen Schuppen auf den Köpfen kleiner Kinder besetzen aus Hauttalg und Schmutz. Durch öfteres Einreiben mit erwärmtem Ölstrand werden dieselben aufgelöst und durch gelindes Bürsten mit einer Zahnbürste dann leicht entfernt. Vieles Waschen mit Wasser hat dabei keinen Zweck, ist im Gegenteil eher nachteilig; erst wenn die Schuppen vollständig verschwunden sind, kann durch Waschen des Kopfes mit lauem Seifenwasser der Wiederbildung vorgebeugt werden. Dr. Sch.

Anfragen. *)

18) Wie imprägniert man Leder etc. aus englischem Leder auf die leichteste Weise, damit sie kein Wasser durchlassen? Abonnent Fr. B. in Schönebeck.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Bailß und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. - Das Wetter in der Weltgeschichte, eine kriegerische Skizze von G. Ralle. - Ein Raub bei Murcia. - Schwabenbräute, Kulturbild aus Ungarn von F. Schöten. - Dendrek. - König Alfons XII. - Aufsicht vom Parlamentsplatz in Ottawa (Kanada). - Nachmittags auf Ded. - Schönheitsgalerie holländischer Damen. - Serbische Spione. - Wo Barthel den Wolf holt. - Selms Glühendes Schmelz, Roman von Ewald August König. Fortsetzung. - Humoristische Blätter. - Aus allen Gebieten. - Bilderrätsel. - Charade. - Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Ein Markt bei Murcia (Spanien), Gemälde von J. Agrafot. - König Alfons XII. von Spanien. - Aufsicht vom Parlamentsplatz in Ottawa (Kanada). - Holländische Schönheiten, nach photographischen Aufnahmen von Diaz y Spenser in Balparaiso. - Nachmittags auf Ded. - Serbische Spione, Zeichnung von R. Eaton Woodville.

Zum fünfundsingzigjährigen Regierungs-Jubiläum des Kaisers und Königs Wilhelm I.

empfehlen wir als schönste und geeignetste Festgabe unsere

Kaiser Wilhelm-Biographie,

welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

„Achtundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“. Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von Oskar Meding. Mit fünfundsingzig Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Genüßung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Carl Hallberger. 148 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Diese neue Ausgabe unserer vor drei Jahren erstmals erschienenen Kaiser Wilhelm-Biographie, welche eine so große Verbreitung gefunden, ist bis auf die Gegenwart fortgeführt und außer sämtlichen authentischen Bildern der ersten Ausgabe auch noch mit weiteren aus der Aquarellsammlung Seiner Majestät geschmückt, die der Kaiser in der letzten Zeit sich hat anfertigen lassen und deren Benützung für das Werk er ebenfalls wieder Allergnädigst gestattet hat. Es liegt in dieser Festchrift, die sich auch durch ihr handliches Format und ihren billigen Preis auszeichnet, die vollständige, mit wärmster patriotischer Begeisterung und authentischer Sicherheit geschriebene Biographie unseres Heldenkaisers vor, ein Werk, das einen Ehrenplatz in jedem deutschen Hause verdient und beanspruchen darf und sicher auch erhalten wird. Patriotische Vereine können ihrer Begeisterung, Liebe und Verehrung für ihren Kaiser keinen bereedteren Ausdruck geben, als durch die Verbreitung dieser Festgabe unter ihren sämtlichen Mitgliedern, und Schulvorstände werden dieselbe vorzugsweise gern als Schulprämie verwenden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Ankündigungen.

Die fünfmal gepulverte Korporelle oder deren Raum 1 Mart.

Buchführung!

Advertisement for bookkeeping services, including 'Buchführung', 'Correspondenz', and 'Rechnen'.

Neu! Kunstvoll! Billig! Praktisch! Christbaumhalter



Text describing the Christmas tree stand, mentioning its stability and ease of use.

Advertisement for 'Erste Berliner Fauber-Apparate' (sewing machines).

Advertisement for 'CACAO-VERO' and 'HARTWIG & VOGEL Dresden'.

Crème Nana



Text for Crème Nana advertisement, describing its benefits for skin.

Advertisement for 'Weichseifen' (soft soap) by M. Schreiber.

Advertisement for 'Die Damen' (ladies) products.

Advertisement for 'PATENTE' in Berlin, featuring 'J. BRANDT & G.W. NAWROCKI'.

Text describing a collection of novels, mentioning 'Deutscher Novellenschatz'.

Deutscher Novellenschatz

Text describing the 'Deutscher Novellenschatz' collection.

Neuer deutscher Novellenschatz

Text describing the 'Neuer deutscher Novellenschatz' collection.

Novellenschatz des Auslandes

Text describing the 'Novellenschatz des Auslandes' collection.

Verlag von H. Oldenbourg in München und Leipzig. - Katalog gratis.

Seidel & Naumanns Deutsche Universal-Nähmaschinen

Text describing Seidel & Naumanns sewing machines.

Text describing the 'Der Knopfloch-Apparat' (buttonhole maker).

Text describing the 'Die Schneider-Innung zu Magdeburg'.

Text describing the 'Reflektanten' (reflectors) for sewing machines.

Seidel & Naumann, Dresden.

Pianinos

Text describing pianinos by Hermann Heiser & Co.

Zwanzigjähriger Erfolg! Bart-Erzeuger

Text for 'Bart-Erzeuger' advertisement, mentioning 'Professor Dr. Modenis'.

Spezialarzt Dr. med. Meyer

Text for 'Spezialarzt Dr. med. Meyer' advertisement.

Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen

Advertisement for 'Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen' with a logo.

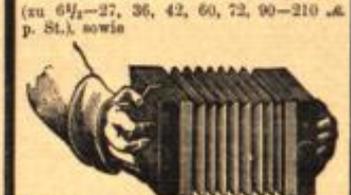
Advertisement for 'Schönstes Weihnachtsgeschenk für Raucher!' (best Christmas gift for smokers).

Advertisement for 'Kleider-Stoffe' (clothing fabrics).

Advertisement for 'Richard Kändler' (candy maker) and 'Das Neueste Beste'.

Text for 'Richard Kändler' advertisement.

Text for 'Bandoneons u. Concertinas' advertisement.



Text for 'Ziehharmonikas od. Accordeons' advertisement.

Text for 'Ziehharmonikas od. Accordeons' advertisement.

Il Secolo

Text for 'Il Secolo' newspaper advertisement.

Text for 'Il Secolo' newspaper advertisement.



Caesar u. Minca

Text for 'Caesar u. Minca' advertisement.

Edermann's Patent-Universalstühle

Text for 'Edermann's Patent-Universalstühle' advertisement.



Text for 'Krankenfahrstühle' advertisement.

Advertisement for 'Kinder u. Kranke sind Mondamin-Milch-Suppen u. Mondamin-Milch-Speisen'.

Advertisement for 'Christbaum-Unterfang' (Christmas tree decorations).

Text for 'Seirat' advertisement.

Text for 'Gartkäse' advertisement.

Text for '100 VISIT-KARTEN' advertisement.

Text for '150 Briefmarken für 1 Mk.' advertisement.

Text for 'Neueste fortwährende Champignon-Anlage' advertisement.

Text for 'Anrievögel' advertisement.

Text for 'Gpilepsie (Fallsucht)' advertisement.

Text for 'Trunksucht' advertisement.

Text for 'Stottern!' advertisement.

Advertisement for 'Krankenfahrstühle' (wheelchairs).

Advertisement for 'Weihnachts-Geschenke' (Christmas gifts).